

Rezensionen und Kurzanzeigen

Zum griechischen Drama

Euripides, Aristophanes, Menander

Εὐριπίδης, Ἑκάβη. Εἰσαγωγή – κείμενο – μετάφραση Κατερίνα Συνοδινού. Α' τόμος – Β' τόμος. Ἀθήνα: «Δαίδαλος» – Ι. Ζαχαρόπουλος Α. Ε. 2005. 241 + 482 S. (Βιβλιοθήκη ἀρχαίων συγγραφέων.) ISBN 960-227-339-9

Die Hekabe des Euripides, mit dem Geist des getöteten Polydoros als Prologsprecher und der Opferung der Polyxena am Grab des Achill, aus dem Jahr 425/424 (früher hat man eher an 427/426 gedacht, vgl. I, 21–25), ist eine beeindruckende, freilich weniger beachtete Tragödie, für die der Kommentar von J. T. Sheppard (Oxford 1924) lange Zeit maßgeblich blieb; gedruckt wurde das Stück mit neuer Texterstellung im ersten Band der Oxoniensis von James Diggle (1984; ²1989) – dieser Text mitsamt dem kritischen Apparat ist der vorliegenden Ausgabe zugrunde gelegt – und im zweiten Band der Loeb-Ausgabe von David Kovacs (1995), zuletzt ist eine kommentierte Leseausgabe von Justina Gregory (Oxford-Atlanta 1999) erschienen, eine Darstellung des Handlungsverlaufs und Stellungnahmen zu den Problemen der Hekabe gibt neuerdings Kj. Matthiessen, Die Tragödien des Euripides, München 2002 (Zetemata. 114.), 104–114. – Der erste Band der neuen Edition enthält eine umfangreiche Einleitung mit genauer Abhandlung aller Fragen, die sich mit dem oft kontroversiell bewerteten Stück stellen: Mythos, Datierung, Aufbau und Einheit, politischer Hintergrund (hier wäre eine neuerliche Untersuchung der immer wieder vermuteten Zusammenhänge mit den Ereignissen auf Mytilene und deren Behandlung durch Kleon und die Athener sehr wünschenswert), Text und Hypotheseis; es folgen der Text und eine neugriechische Übersetzung der Hekabe. Der zweite Band enthält – zum ersten Mal für diese Tragödie! – einen umfangreichen Zeilenkommentar mit allen Angaben, die zum Verständnis des Stücks und zur sprachlichen und literarischen Einordnung nötig sind, in umfassender Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur.

Herbert Bannert

Christine Amiech, Les Phéniciennes d' Euripide. Commentaire et traduction. Préface de André Tuillier. Paris: L'Harmattan 2004. 655 S. ISBN 2-747-55965-3

Das umfangreiche Buch der französischen Gelehrten umfasst eine ausführliche Einleitung, die Edition mit gegenübergestellter französischer Übersetzung sowie den Detailkommentar, zudem als Anhang eine eher knappe Bibliographie und den kritischen Apparat. Eingangs werden die nicht ganz gesicherte Datierung des späten Euripidesdramas (am ehesten auf 409 v. Chr.) und die Struktur des Dramas behandelt (13ff.), anschließend die verschiedenen Facetten des Mythos und seiner Neufassung durch Euripides (28ff., vor allem mit Bezug auf Iokaste, Ödipus, Polyneikes und Menoikeus) sowie die Bezüge dieses Mythos zur

politischen Realität am Ende des Peloponnesischen Krieges besprochen. Es folgen Abschnitte über die Figurenverteilung und die Dramaturgie (47ff.) sowie zur Nachwirkung des Dramas, zum kniffligen Problem der Interpolationen sowie zu Formen der Intertextualität (u. a. zu Bezügen auf die Antigone und den Ödipus des Sophokles; 62ff.). Besonders ausführlich und überzeugend werden die Textgeschichte behandelt (74ff.) und die wichtigen Hss. der beiden Klassen sorgfältig präsentiert: Der Parisinus B (1100 oder etwas später) hat nach A. zentrale Bedeutung, mehr noch als der bekannte Marcianus M oder der Jerusalemer Palimpsest H. Vorgestellt werden zudem insgesamt 22 Papyri zu diesem Drama. Wie A. darlegt (108), ist ihr Anliegen die Feststellung des Archetypus aller erhaltenen Hss., der in das 5. Jh. n. Chr. gesetzt wird; und aus diesem Ziel ergibt sich das Prinzip einer für einen modernen Editor ganz außerordentlich konservativen Textgestaltung (und einer prinzipiellen Skepsis besonders bezüglich den weit früher, vor allem ins 4. Jh. v. Chr. fallenden Schauspielerinterpolationen). So bleiben z. B. die beiden ersten Verse, die in zwei Papyri fehlen und von den führenden Editoren D i g g l e und M a s t r o n a r d e mit H a s l a m gestrichen werden, ohne Klammern im Text stehen; die Verse 51/52 werden gehalten, obwohl es sich offensichtlich um Varianten handelt (D i g g l e streicht beide Verse). Die Streichung der lahmen Verse 141–144 durch S t a h l (übernommen von M a s t r o n a r d e und D i g g l e) wird im Kommentar abgelehnt und im kritischen Apparat nicht einmal erwähnt. Vers 264 wird unnötigerweise der zerrissene Anapäst (ἐκφρῶσις) im Text belassen (vgl. Ähnliches auch Vers 1637 im fraglichen Schlussteil). Mit Bezug auf die zentrale Crux der Phoinissen, die umstrittene Exodos (D i g g l e etwa streicht die gesamte Partie ab Vers 1582, „malheureusement“, wie A. meint: 567), kommt A., ihrem Prinzip folgend, den Text des spätantiken Archetypus zu präsentieren, ohne jede Streichung aus, obwohl es ihr nicht immer gelingt, die Kohärenz jener Partien aufzuzeigen.

Zum Kommentar (der fast 400 Seiten umfasst) ist insgesamt zu bemerken, dass er zwei ‚Gesichter‘ aufweist: Er ist sehr übersichtlich gestaltet, tüchtig in der Beurteilung des Gedankenganges und der Dramaturgie, und er zeigt vor allem auch große Fähigkeiten in der Beurteilung von Überlieferungsfragen. In der Bearbeitung vieler Details ist er hingegen wenig konsequent und oft auch lückenhaft. Insbesondere gehen metrische Analysen der Gesangspartien schmerzlich ab; bei der hier gewählten Form der Textgestaltung wären in vielen Fällen auch keine zufrieden stellenden metrischen Strukturen erreichbar (ich verweise e. g. auf die Verse 301ff.). Das Hin- und Herblättern zwischen Text, kritischem Apparat und Kommentar wird bei den Benutzern keinen Anklang finden. Für den Nichtphilologen bietet das Buch aber den großen Vorteil, dass alle griechischen Texte des Kommentarteiles auch in Übersetzung gegeben werden.

Bei einer Abwägung aller Vorzüge und Schwächen dieses mit großer Energie und Begeisterung verfassten Buches erscheint mir aber das Pauschallob, das Professor T u i l l i e r der Autorin in seinem Vorwort ausspricht, einigermmaßen übertrieben. *Walter Stockert*

Euripide, Tragédies. Tome VII, 2^e partie: Rhésos, texte établi et traduit par François J o u a n. Paris: Édition Les Belles Lettres 2004. LXXX, 81 S. ISBN 2-251-00519-6

Diese Edition des Rhesos durch den bekannten Pariser Gelehrten J. stellt den Abschluss des langwierigen und verdienstvollen Unternehmens der Association Budé dar. M é r i d i e r hatte 1941 mit dem ersten Band den Anfang gemacht, der Großteil der Reihe erschien in den 40er und 50er Jahren, die Aulische Iphigenie erst 1983, die Fragmente (4 Bde.) wurden erst im neuen Millennium abgeschlossen (auch hier war J. maßgeblich beteiligt), und der in seiner Echtheit umstrittene Rhesos bildet nun eben den Abschluss.

Das Buch folgt den gewohnten Bahnen der Reihe mit einer längeren Einleitung zu den Problemen des Dramas, gefolgt von Text und kritischem Apparat (sowie dem Testimonien-Apparat) mit gegenübergestellter französischer Übersetzung. Dazu treten reiche „Notices“, die vielfach einen Ansatz zu einem kritisch-exegetischen Kommentar darstellen und im Anschluss an den Text, wie üblich, von „Notes complémentaires“ ergänzt werden. Im Fall des Rhesos kann sich J. das Verdienst zuschreiben, die bei weitem nicht abgeschlossene Debatte über die Echtheit des Dramas (begonnen durch eine Angabe in der dritten Hypothese) präsentiert und in manchen Details auch weitergeführt zu haben. Der Autor drückt sich sehr vorsichtig aus, lässt aber doch immer wieder seine Tendenz zur Annahme der Unechtheit des Rhesos durchblicken, dargelegt in einer knappen Geschichte dieser Kontroverse. Es folgen Abschnitte über die Bezüge zwischen dem Rhesos und der Dolonie (XVIIff.) und zu anderen Quellen der Tragödie, dann zur Handlungsstruktur (XXff.), die – was durchaus richtig erscheint – als wenig kohärent und voll von Widersprüchen klassifiziert wird. In einem längeren Kapitel werden die Figuren der Handlung einzeln vorgestellt (XXIIIff.), wobei die Schwäche der Hauptgestalten Hektor und Rhesos als Indiz für einen Spätansatz gesehen wird (die ‚Verwandlung‘ Athenes in Aphrodite, Vers 646, dürfte überhaupt ein Unikum darstellen). Die manchmal angenommenen politischen Bezüge („Athen und Thrakien“) werden ganz richtig als in diesem Zusammenhang nicht zielführend klassifiziert. Abschnitte zu dem Bild von den Göttern und zur „condition humaine“ (XLIXff.) zeigen, dass die Menschen hier eher als Marionetten denn als tragische Heroen dargestellt werden. Für die Echtheitsfrage von besonderer Bedeutung sind seit Valckenaer (1768) die Besonderheiten in Vokabular und Stil. Ritchies Buch (1964) wird mit Recht besonders gewürdigt, andererseits aber angesichts der Kritik Fraenkels und anderer in seinen Ergebnissen wieder in Frage gestellt. Vor allem die Qualität des Stils wird – wie mir scheint mit Recht – bemängelt. J. tendiert hier dazu, eine blasse Nachahmung des euripideischen Stils zu erkennen. Die Stärken des Dramas sieht er in der Lyrik (LXVIIff.), bei der man besondere Nähe zum frühen Euripides (und zu Sophokles) konstatiert (ebenso in der Metrik der Sprechverse). Ein längerer Abschnitt zur Textüberlieferung (LXXIff.) stellt insbesondere Handschriften und Papyri vor (das prekäre Verhältnis von L und P wird als nicht endgültig gelöst angesehen; nach Diggle ist P Apographon von L). – In der Textgestaltung ist J. eher konservativ und kühnen Änderungen abgeneigt; Diggles Text ist meist überzeugender. Ich erwähne nur Vers 122, wo $\chi\epsilon\rho\acute{\iota}$ (so J.) neben $\pi\epsilon\pi\acute{\upsilon}\rho\gamma\omega\tau\alpha\iota$ kaum erträglich erscheint und mit Diggle $\theta\rho\acute{\alpha}\sigma\epsilon\iota$ zu wählen ist; Vers 137 wird $\nu\acute{\iota}\kappa\acute{\alpha}\tau\epsilon$ gehalten, während Diggle mit Bothe zu $\nu\acute{\iota}\kappa\acute{\alpha}\varsigma$ ändert (vgl. 138 $\kappa\acute{o}\iota\mu\alpha$); 245 ist wohl mit Wilowitz und Diggle $\sigma\acute{\alpha}\nu\iota\varsigma$ $\alpha\acute{\iota}\epsilon\acute{\iota}$ zu wählen ($\sigma\alpha\nu\acute{\iota}\alpha$ J. mit den Hss.), respondierend mit $\acute{\epsilon}\pi\iota$ $\gamma\acute{\alpha}\iota\alpha\varsigma$ ($\acute{\epsilon}\pi\iota$ $\gamma\acute{\alpha}\nu$ J. mit Dindorf). In den Versen 678ff. hält J. die merkwürdige Anordnung der Hss. gegenüber Diggle, dessen Text trotz diverser Änderungen überlegen erscheint; 454ff. und 820ff. sieht J. im Gegensatz zu den meisten Editoren als Astropha an (dagegen sprechen aber auch diverse Responsonen, nicht nur der einleitenden Interjektionen, sondern z. B. auch gleich anschließend $\phi\acute{\iota}\lambda\alpha$... $\phi\acute{\iota}\lambda\omicron\varsigma$, respondierend mit $\mu\acute{\epsilon}\gamma\alpha\varsigma$) ... $\mu\acute{\epsilon}\gamma\alpha\varsigma$).

Im Detail finden sich manche kleinere Versehen, wie 167 und 229 $\gamma\acute{\epsilon}\nu\omicron\upsilon$ statt $\gamma\epsilon\nu\acute{o}\upsilon$, 626 $\theta\acute{\alpha}\sigma\sigma\epsilon\iota\nu$ statt $\tau\acute{\alpha}\sigma\sigma\epsilon\iota\nu$, 871 $\delta\epsilon\sigma\pi\omicron\tau\acute{\omega}\nu$ statt $\delta\epsilon\sigma\pi\acute{o}\tau\omicron\upsilon$.
Walter Stockert

Aristophanes, Thesmophoriazusae. Edited with Introduction and Commentary by Colin Austin and S. Douglas Olson. Oxford: University Press 2004. 472 S. Ill. ISBN 0-19-926527-5

Dieses bedeutende Buch ist das Ergebnis der Zusammenarbeit zweier großer Komödienkenner: Ich erwähne nur die monumentale Reihe *Poetae Comici Graeci*, die A. gemeinsam mit R. Kassel herausgibt, und O.s Kommentare zu den *Acharnern* und zum *Frieden des Aristophanes*. Eine wesentliche Grundlage der Arbeit war A.s Dissertation (ein Kommentar zu *Thesm.* 1–530); das Buch selbst entstand in intensiver Zusammenarbeit der beiden Gelehrten in nicht einmal zwei Jahren, wie man dem Vorwort entnehmen kann.

Nach einer langen Liste von abgekürzt zitierter Literatur (16 Seiten; die einschlägigen Kommentare sind hier nicht einmal inkludiert) folgt die eigentliche Einleitung, die nach einer knappen Skizze „Aristophanes and his play“ eine überzeugende Argumentation für eine Festlegung der *Thesmophoriazusen* auf die *Dionysien* 411 v. Chr. (*Lysistrate*: *Lenaeen* desselben Jahres) bietet (dies auch aufgrund der historischen Ereignisse um den oligarchischen ‚Putsch‘ dieses Jahres; dazu vgl. auch H. Heftner, *Der oligarchische Umsturz des Jahres 411 v. Chr.*, Frankfurt a. M. 2001). Es folgt eine sehr schöne Dokumentation zum Fest der *Thesmophorien* (XLVff.), klarerweise auch mit Bezug auf das aristophanische Drama, das am zweiten Tag dieses dreitägigen Festes, der *Nesteia*, spielt. (Zu S. XLVII [zur Frage, ob Sklavinnen an den *Thesmophorien* teilnehmen durften]: Wenn *Smikrines* in *Men. Epitr.* 749 befürchtet, dass der Schwiegersohn sowohl für seine Frau als auch für die *Hetäre* für *Thesmophorien* und *Skiren* aufkommen muss, wird er wohl voraussetzen, dass *Habrotonon* schon wegen ihres [angeblichen] Kindes freigekauft wird; darauf deutet übrigens so manches im Drama hin.) – Es schließt eine längere Abhandlung „*Euripides and the City's Women*“ an (LIff.), in der die Autoren zu dem Ergebnis kommen, dass die Darstellung der Frauen durch *Euripides* letztlich vom Drama selbst bestätigt wird und *Aristophanes* – wenn nicht alles trägt – eine sehr konservative Sicht vom Wert/Unwert von Frauen vertritt. Es schließt ein Abschnitt über Bühnentechnisches an (Rollenverteilung, Requisiten; Auftritte und Abgänge: LXVIIIff.), der auch eine Präsentation des berühmten *apulischen Kraters* (etwa 370 v. Chr.) enthält. Im weiteren findet sich eine ausführliche Darlegung zu den sog. ‚*Zweiten Thesmophoriazusen*‘, für die man eine zeitliche Nähe zu dem erhaltenen Drama konstatiert und auch Mutmaßungen bezüglich der Handlung anstellt. Anschließend findet sich eine Darstellung der Überlieferung mit ihren drei (eher bescheidenen) Papyrusfragmenten und dem berühmten *Ravennas (R)* des 10. Jh. (sowie seiner Abschrift, *M*, aus dem 15. Jh.). Um den kritischen Apparat zu entlasten, wurden kleinere, aber typische Handschriftenfehler in der Einleitung zusammengestellt (*scriptio plena*, Worttrennung, falsche Akzente, u. v. a.). Abschließend steht eine bibliographische Zusammenstellung der modernen Arbeit am Text (seit der *editio princeps* des *E. Boninus*, Florenz 1516).

Unter dem kritischen Text, der mit großer Sorgfalt erarbeitet wurde (die getroffene Wahl wird jeweils im Kommentar begründet), stehen zwei Apparate: die *Testimonien* und der eigentliche kritische Apparat, der sich auf das Wesentliche beschränkt (1–49). Angesichts der Bedeutung der beiden Gelehrten, die den etwa 300seitigen Kommentar verfasst haben, mutet es nicht erstaunlich an, dass er von Fehlern und Versehen (auch von Druckfehlern) praktisch frei ist. Es seien daher einige der besonderen Stärken dieses Kommentars hervorgehoben.

Zum einen liegt hier der Versuch vor, auch die feinsten Nuancen der Sprache zu erarbeiten und insbesondere die Sprachebenen und deren kunstvolle Mischung entsprechend aufzuzeigen: also die Mischung der tragischen Sprache, der Sprache höherer Dichtung insgesamt, der komischen Sprache (hier wieder besonders der des *Aristophanes*) und der umgangssprachlichen Elemente, die sich allenthalben finden. Alles wird sorgfältig mit Parallelen dokumentiert (Aufscheinen von Wörtern/Phrasen an identischen Versstellen werden besonders signalisiert [*] und damit ein Beitrag zur Feststellung der Formelhaftigkeit auch der dramatischen Dichtung geleistet). Die für das Griechische so wichtigen Partikeln werden ebenfalls

in ihren Nuancen genau beleuchtet, Stilistica mit Parallelen belegt, insbesondere auch Realien ausführlich besprochen und auf weiterführende Literatur verwiesen.

Abschließend einige kleine Bemerkungen: Vers 275f. zu Eur. Hipp. 612 vgl. Rez. Edit. Hipp., ad loc., mit reichen Belegen; 289f. Χοῖριον (*conie.* für χοῖρον) ergibt zerrissenen Anapäst (hier nicht vermerkt; vgl. aber die Belege zu Vers 637); 292–294: Zum Gesetz bei Is. 6, 48–50 vgl. Men. Epitr. 749 (s. dazu weiter oben); 383f.: φιλοτιμία / φιλότητος tragen m. E. nicht immer negative Konnotation (Rez. zu Eur. IA. 22); 483f.: der bekannte dänische Gelehrte heißt mit Nachnamen Friis Johansen; 729: zu τήμερον: vgl. *hodie* (Rez. zu Plaut. Aul. 48); Verse 936/937: Eine ‚hohle Hand‘ ist im Deutschen für das Entgegennehmen von unstatthaften Geldgeschenken sprichwörtlich.

Walter Stockert

Demetrios C. Beroutsos, *A Commentary on the Aspis of Menander. Part One: Lines 1–298*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005. 112 S. (Hypomnemata. 157.) ISBN 3-525-25256-0

Dieses Buch des jungen griechischen Gelehrten geht auf eine Dissertation am University College London unter der Ägide von P. Easterling zurück. (B. zählt im Vorwort noch eine Reihe anderer bekannter Namen auf, die zum Gelingen des Projektes beigetragen haben.) Neben einer Einleitung (11ff.) enthält der Band den Detailkommentar der Verse 1–298 (21ff.). Leider ist der zugrunde gelegte Text nicht beigegeben, man kann ihn aber aus den Ausführungen des Autors erschließen; eine reiche Bibliographie beschließt das Buch.

Die Einleitung ist knapp, aber durchwegs überzeugend gestaltet. Sie stellt die Aspis in den Rahmen des menandrischen Werkes und hebt ihre besonderen dramaturgischen Stärken hervor. Es folgt ein Kapitel über die Charakterisierung der Figuren, zu wichtigen Besonderheiten des attischen Rechtes (vor allem zur Epikleros-Problematik; vgl. auch zu Vers 141), zur Datierung (die nach B.s Urteil nicht zu sichern ist) und zu den Textzeugen (insgesamt 6 Papyri, darunter der berühmte Bodmer-Papyrus). Der Kommentar (der sich natürlich in manchem auf die berühmten Vorgänger Austin und Gomme-Sandbach stützt) ist gut gelungen. Hier werden textkritische Fragen reichlich (und eigenständig) diskutiert, auch persönliche Beiträge zur Lesung der Papyri eingebracht (z. B. zu Vers 234ff.); grammatische und stilistische Fragen werden detailliert besprochen, zu manchen Phänomenen und zu den sog. Realien reiche Belege beigebracht. – Es seien nur einige kleine Bemerkungen gestattet: zu Vers 11f. (Anm. 29): In den Epitrepontes deutet alles auf eine Freilassung Habrotonons hin; diese ist aber für den verlorenen Schluss anzunehmen; zu den Versen 52ff.: B. spart das Problem der zeitlichen Wahrscheinlichkeit in den Bewegungen des Daos aus; an dieser Stelle wäre zudem eine genauere Analyse der Details angezeigt gewesen (z. B. der Bezugspunkt von ὦν); Vers 73: Parenthetisches μοι δοκεῖ ist gewiss auch in Vers 49 anzunehmen; Verse 97ff. (zu Tyches Prolog): Die Synaristosai begannen gewiss mit der (auf diversen Mosaiken aufscheinenden) Hetärenszene; es gab dort jedenfalls bei Menander nur einen Prolog (einer Gottheit, Βοήθεια?), während die Kupplerin Philainis bloß einen Abgangsmonolog sprach (den Plautus zu einem ‚zweiten Prolog‘ ausgestaltet hat); Vers 185: Smikrines hatte, wenn man nachrechnet, keine Möglichkeit, jemanden zu konsultieren (vgl. für diesen Usus auch Aul. 475ff.); Vers 223: Köche sind bei Menander frei, wahrscheinlich erst bei Poseidippos Sklaven (vgl. z. B. Dohm, Mageiros 19; Rez. zu Plautus, Aul. 280ff. und 309).

Insgesamt ist natürlich zu hoffen, dass dieser so viel versprechend begonnene Aspis-Kommentar in absehbarer Zeit fertig gestellt wird.

Walter Stockert

Zu Aristoteles und Theophrast

Aristoteles, *Nikomachische Ethik*. Übersetzt und kommentiert von Franz Dirlmeier. Zehnte, gegenüber der sechsten, durchgesehenen, unveränderte Auflage. Berlin: Akademie Verlag 1999. 606 S. (Aristoteles. Werke in deutscher Übersetzung. Bd. 6.) ISBN 3-05-000800-8

Auch heute noch gilt, was D. seinerzeit über seine gut lesbare, stilsichere Übersetzung gesagt hat: „Meine neue Übersetzung versucht nicht, die Knappheit des Originals um jeden Preis nachzuahmen. Unsere Sprache fügt sich einer solchen Komprimierung nicht, sondern läßt dann nicht selten Sätze als schwierig oder gar undeutlich erscheinen, die es in Wirklichkeit gar nicht sind.“ (253). D.s Übersetzung, die seit der ersten Auflage von 1956 in verschiedenen Ausgaben verbreitet ist (seit 1967, mit Anmerkungen von E. A. Schmidt, auch bei Philipp Reclam jun. in Stuttgart gedruckt; zuletzt 1986), ist nun wieder in der ursprünglichen Ausgabe des ‚deutschen Aristoteles‘ zugänglich. Mit Respekt und großem Gewinn liest man den zupackenden, manchmal auch harschen Kommentar, der den Ärger nicht verbirgt, wenn D. sich mit unschlüssigen und unsicheren Kommentatoren auseinandersetzen muss, der aber vor allem unter der Führung des Kenners der Aristotelischen Ethiken nicht nur das Verständnis des Textes erschließt, sondern auch unzählige Bausteine zur Kenntnis der griechischen Philosophie und Geistesgeschichte liefert. So entsteht auch ein lebendiges Abbild des Sammelns von Beispielen und Erklärungen, im Text des Aristoteles ebenso wie im Kommentar, die schließlich zur Festlegung von Erkenntnissen führen. „Theoretisch wäre ein Kommentar zur Nik. Ethik denkbar gewesen, der sich auf die vollständige Zitierung der Parallelen aus allen Schriften des Aristoteles beschränkt hätte. Doch wäre damit dem Leser schwerlich gedient und Aristoteles wäre damit wieder zu der Mumie geworden, die er vor W. Jaegers Forschungen gewesen ist.“ (254). *Herbert Bannert*

Aristoteles, *Physiognomonica*. Übersetzt und kommentiert von Sabine Vogt. Berlin: Akademie Verlag 1999. 499 S. (Aristoteles. Werke in deutscher Übersetzung. Bd. 18. Opuscula. Teil VI.) ISBN 3-05-003487-4

Zopyros und Lavater, Lessing, Pierce und Eco: die Namen bezeichnen eine Tradition, die ihre erste monographische Fixierung in den beiden kurzen Traktaten des *Corpus Aristotelicum* zur Physiognomik erfahren hat. Der erste Traktat (A) der *Physiognomonica*, ein Katalog von 30 Charaktertypen, die am Anfang genannt und mit einer kurzen Definition vorgestellt werden, steht vielleicht im Zusammenhang mit den Charakteren des Theophrast, die mit großer Wahrscheinlichkeit um 319 v. Chr. entstanden sind; die Schrift kann also als ‚aristotelisch‘ gelten und auf die Dekaden um 300 datiert werden (98f. mit Anm. 153 und 196f.). Eine umfangreiche Einleitung erläutert die wissenschaftlichen Grundlagen der Physiognomik, der Semiotik und der historischen Entwicklung von Zeichentheorien. Die Verbindungen zwischen Physiognomik und Rhetorik, Ethik, Medizin (Diagnose nach dem Gesichtsausdruck: Galen führt daher Hippokrates als den *πρῶτος εὐρητής* der Physiognomik an: 118), aber auch mit der Syllogismenlehre nach den Analytiken des Aristoteles und einzelnen Klassifizierungsvorschlägen in der *historia animalium*, sind in einer umfassenden kulturhistorischen Einleitung mit einer Geschichte der Physiognomie- und Charakter-Erforschung in der antiken Kunst und Literatur dargelegt: „Physiognomisches Denken in der griechischen Kunst und Literatur“, „Physiognomische Theorie, Praxis und Methoden in den *Physiognomonica*“,

„Der Text der Physiognomica“, „Forschungsüberblick“ (als Textgrundlage verwendet V. den Text von Immanuel Bekker aus dem Jahr 1831: die Überlieferungs- und Editions-geschichte ist zum ersten Mal mit allen Details dargelegt). Dazu kommen umfangreiche Bei-gaben: in einem Anhang ist das gesamte in den Physiognomica verwendete Material von Beziehungen zwischen Körpermerkmalen und Charakterzügen gesammelt und mit Hinweisen auf andere Autoren ergänzt. In den „Anmerkungen“ bespricht die Verf. Probleme der Text-erstellung, gibt Erklärungen und Querverweise auf hierher gehörende Aussagen in der antiken Literatur, bringt außerdem häufig in kulturhistorischen Exkursen weiterführende Darstellun-gen (zur antiken Klimatheorie, zur Wortgeschichte einzelner Begriffe, zu anthropologischen Vorstellungen der Griechen), beschreibt den zoologischen Hintergrund und die Einordnung der zu Vergleichszwecken herangezogenen Tiere (besonders lesenswert die Ausführungen zu Hahn, Hausschwein, Hund, Pferd, Rind und Affe), und sammelt alles Erreichbare zu einzel-nen Verhaltens- und Charaktereigenschaften. V. hat mit diesem Buch ein über eine Ausgabe mit Kommentar weit hinausweisendes, für die Kultur- und Wissenschaftsgeschichte bedeuten-des Kompendium vorgelegt.

Herbert Bannert

Liber de pomo. Buch vom Apfel. Eingeleitet, übersetzt und kommentiert von Elsbeth A cam p o r a - M i c h e l. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann 2001. XI, 203 S. (Klostermann Texte. Philosophie.) ISBN 3-465-03105-9

Fuit in isto tempore quidam sapiens magnus et famosus et intelligens et eius nomen Aristotiles. Et omnes sapientes sui temporis audiebant ciencias suas et intelligebant intenciones suas et docebantur ab eo. Et cum applicuisset ad tempora mortis sue et egrotasset infirmitate, qua mortuus extitit, conuenerunt omnes sapientes et uenerunt eum uidere et infirmitatis sue causas cognoscere. Quem inuenerunt quoddam pomum in manu tenentem et odorantem illud. Erat autem affectus nimia macie ob uehementiam infirmitatis sue pre dolore mortis afflictus. Und der Wohlgeruch des Apfels ist es, der den Geschwächten kräftigt und noch am Leben hält, so dass er seinen Schülern und Freunden in mit Bibelzitaten ge-schmückten Sätzen das Wesen der Seele, der Welt und der Philosophie erklären und, wie Sokrates im Phaidon, die Möglichkeit des Selbstmords verwerfen kann. Et cum applicuisset sapiens ad finem horum sermonum, inceperunt manus sue titubare, a quibus pomum cecidit, quod tenebat. Et cum cepisset nigrescere facies, exspirauit.

Spät erst hat Aristoteles mit dieser kleinen Schrift ein Gegenstück zu Platons Phaidon erhalten. Denn der vorliegende Text wurde von König Manfred (1232–1266), dem Sohn Friedrichs II. von Hohenstaufen, und Gelehrten an seinem Hof in Sizilien im Jahre 1255 aus der aus dem Arabischen übersetzten hebräischen Version des Abraham ibn Hasdāy (Barce-lona 1235) ins Lateinische übertragen, als Trost und Beruhigung in der Todesangst einer kritischen Lebenssituation, wie der König selbst im Prolog der Schrift berichtet: ihm habe nicht der Duft eines Apfels, sondern die Beschäftigung mit der ‚Schrift vom Apfel‘ geholfen. Doch der Text hatte für das Mittelalter noch eine andere Bedeutung: Die Frage, ob Aristoteles den Freitod gewählt hatte, konnte verneint und der Philosoph somit für die christliche Lehre anerkannt werden. Alle Zusammenhänge, die diese unter den Pseudo-Aristotelica geführte Schrift aus den islamischen und jüdischen Quellen in das christliche Abendland und in die europäische Philosophie zurückgebracht hat, sind in einer umfangreichen und sehr lesens-werten Einleitung beschrieben. Dem lateinischen Text (nach der Edition von M. Plezia, Warschau 1960), der deutschen Übersetzung und einem eingehenden Kommentar der ‚Schrift vom Apfel‘ sind zur Ergänzung beigegeben: ein Brief Manfreds an die Pariser Artisten-fakultät, in dem der König der Universität von seinen Gelehrten erarbeitete Übersetzungen

aus dem Aristoteles und aus anderen Philosophen zur Aufbewahrung und Verbreitung überlässt; eine Disputation am Hofe Manfreds über Fragen der Aristotelesauslegung (zur Annahme von Finalität in der Natur); die englische Übersetzung des persischen Textes von D. S. Margoliouth (1892); und schließlich der lateinische Text und die deutsche Übersetzung des Schlussabschnitts eines im Kreis der Kölner Thomisten entstandenen Poëma vetus de vita et morte Aristotelis (ed. C. A. Heumann, Halle 1724). Die Texte, für deren Bekanntmachung der Autorin und dem Verlag sehr zu danken ist, bieten im Ganzen einen Blick auf oft unbeachtete und wenig bekannte Formen und Wege des Philosophierens in einer Zeit der Entscheidung und der Vermittlung zwischen Morgen- und Abendland, zwischen arabisch-islamischer, jüdischer und lateinischer Tradition. *Herbert Bannert*

G. M. Sifakis, *Aristotle on the Function of Tragic Poetry*. Herakleion: Crete University Press 2001. 206 S. (Foundation for Research & Technology – Hellas. Institute for Mediterranean Studies. Ancient Theatre Project.) ISBN 960-524-132-3

“If music be the food of love, play on; / Give me excess of it, that, surfeiting, / The appetite may sicken, and so die. / That strain again! it had a dying fall ...” (Herzog Orsinos Auftrittsworte in *What you will*). Das Bild von der Musik und der Speisenzubereitung hat in einer Vorform Aristoteles in der Poetik benützt, und ich setze den Text einmal mehr hierher, weil der Satz auch für S. einen zentralen Punkt seiner Überlegungen bildet (1449b24–31): ἔστιν οὖν τραγωδία μίμησις πράξεως σπουδαίας καὶ τελείας μέγεθος ἔχουσης, ἡδυσμένῳ λόγῳ χωρὶς ἐκάστῳ τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις, δρώντων καὶ οὐ δι’ ἀπαγγελίας, δι’ ἑλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιοῦτων παθημάτων κάθαρσιν. λέγω δὲ ἡδυσμένον μὲν λόγον τὸν ἔχοντα ῥυθμὸν καὶ ἁρμονίαν καὶ μέλος, τὸ δὲ χωρὶς τοῖς εἶδεσι τὸ διὰ μέτρων ἓνα μόνον περαίνεσθαι καὶ πάλιν ἕτερα διὰ μέλους (56ff.).

Die Tragödie ist – dies der Ausgangspunkt jeder Behandlung des Themas – mimesis, aber nach Aristoteles dem Epos überlegen, weil sie in einzelnen Geschehensabläufen eine in sich geschlossene Handlung präsentiert, und sie verwendet, zusätzlich zu Wort und Rhythmus, Musik als mimetisches Element. S. legt besonderes Gewicht auf diesen Punkt: der Stellenwert der Musik auch in der Poetik ist größer als üblicherweise gesehen wird, und der Rahmen ist gesteckt mit der Forderung nach Visualisierung, nach der lebhaften Vergegenwärtigung des Gegenstands durch den Verfasser (δεῖ δὲ τοὺς μύθους συνιστάναί καὶ τῇ λέξει συναπεργάζεσθαι ὅτι μάλιστα πρὸ ὁμμάτων τιθέμενον, Poet. 1455a22–26), und mit den Ausführungen zur Musik in der ‚Politik‘ (φαμὲν δ’ οὐ μίᾳς ἔνεκεν ὠφελείας τῇ μουσικῇ χρῆσθαι δεῖν ἀλλὰ καὶ πλεόνων, καὶ γὰρ παιδείας ἔνεκεν καὶ καθάρσεως· τί δὲ λέγομεν τὴν κάθαρσιν νῦν μὲν ἀπλῶς, πάλιν δ’ ἐν τοῖς περὶ ποιητικῆς ἐροῦμεν σαφέστερον, Pol. 1341b35–40). Ein Kapitel behandelt die Mitteilungen zur Bühnenmusik mit gut belegten Quellenangaben: eine Untersuchung aller Äußerungen zur Musik und zur Wirkung der Musik in der Poetik, der Politik und anderen Schriften (z. B. eine Zusammenschau der Parallelstellen in der Rhetorik; S. erinnert auch an den – nicht oft einbezogenen – Poetikkommentar des Avicenna als Quelle der Interpretation).

Zusätzlich bietet S. eine Einführung in die griechische Tragödie und in das Theaterwesen, dessen soziale Funktion, und die der Dichtung in Athen überhaupt, wie Aristoteles sie gesehen und analysiert hat. Die Poetik soll als Dokument der Theatergeschichte gelesen und Aristoteles’ Beurteilung der Tragödie als sozialen Ereignisses bedacht, ferner die Bedeutung, die Aristoteles der Aufführungspraxis beimisst (und die Erfahrungen, die er selbst als Zuseher in seine Untersuchung einbringt), herausgearbeitet werden. Im Zentrum steht die umfassende Behandlung der Interpretation von Katharsis, mit ausführlicher Darstellung einzelner Erklä-

rungsversuche, ergänzt durch Notizen über die Funktion von Emotionen in der Sicht moderner Wissenschaft und Medizin, der Neurologie und Neuropsychologie. – Vgl. im übrigen die weiterführende Rez. von Christian Wagner, *Gnomon* 77 (2005), Heft 4, 294–299.

Herbert Bannert

Δανιήλ Ι. Ίακώβ, Ζητήματα λογοτεχνικής θεωρίας στην *Ποιητική* του Ἀριστοτέλη. Ἀθήνα: Ἐκδόσεις Στιγμή (Ζωοδόχου Πηγῆς 91–93, Ἀθήνα 114 73) 2004. 171 S.

Das Buch bietet, nach einem einleitenden Kapitel mit einer Lektüreeinleitung und einer Bestimmung der Interpretationsmöglichkeiten der Poetik, verschiedene Ansätze zur Auswertung des von Aristoteles knapp Festgehaltenen und Seitenblicke auf das Verständnis von Literatur und Literaturtheorie überhaupt. „Fiktion und Realität: Zwei Kennzeichen der Literatur in der Sicht der aristotelischen Poetik“, „Gleichgewicht zwischen Generell und Speziell: Der ‚Status‘ der Literatur nach Aristoteles“, „Die Einheit der Zeit in der griechischen Tragödie: Die Ansichten des Aristoteles“, „Der Stellenwert des Margites in der Entwicklung der Komödie“, „Das Metrum als Kennzeichen der Dichtung“, und „Die erste Olympie Pindars und die Poetik des Aristoteles“, eine Untersuchung der Linie, die von den berühmten poetologischen Versen Pindars über Dichtung und Kunst zur Poetik des Aristoteles führt.

Herbert Bannert

Ralf Lengen, Form und Funktion der aristotelischen Pragmatik. Die Kommunikation mit dem Rezipienten. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2002. 245 S. (Philosophie der Antike. Veröffentlichungen der Karl-und-Gertrud-Abel-Stiftung. 16.) ISBN 3-515-07798-7

Die Aufgabe dieser bei Wolfgang Kullmann gearbeiteten Freiburger Dissertation (2000) war es, das Vorgehen des Aristoteles bei der Vorbereitung und Abfassung einer Problembehandlung, seien es nun Vorlesungsnotizen – die alte Vorstellung von den ‚Kollegheften‘, von den ‚lecture notes‘, von den Stichwörtern –, Materialsammlungen oder was auch immer, vor dem Hintergrund seines eigenen Postulats für die Interaktion zwischen Vortragendem und Rezipienten in der *Metaphysik* (α 3,994 b 32–995 a 19) zu untersuchen. L. arbeitet gattungsspezifische Merkmale einzelner Schriften, den Zusammenhang zwischen Vortragsstil und Hörer, die Wahl der literarischen Form (rhetorische Fragen, Einführung eines Interlocutors, Darlegung und Widerlegung konträrer Standpunkte), und auch Ankündigungen und Abschlüsse einzelner Vorträge (das Ausschlussverfahren vom Typ ‚Bleibt uns nur noch eines‘), beispielhaft an der Nikomachischen Ethik und der Rhetorik heraus. Die vergleichende Untersuchung der Verwendung eines Begriffs, der *εὐδαιμονία*, in der Nikomachischen Ethik, Rhetorik und Politik zeigt die verschiedene Vorgehensweise des Aristoteles bei unterschiedlicher Themenstellung. Die Form der Widerlegung als unrichtig erkannter Positionen und die Methode des Verweisens zeigt ein Vergleich der beiden biologischen Schriften *De partibus animalium* (Bücher II–IV) und *Historia animalium* (I–VI). Es ergibt sich aus den umfangreichen, genauen, oft freilich sehr umständlich anmutenden Untersuchungen, dass die Nikomachische Ethik (Fragen und Antworten, aporetischer Charakter) und *De partibus animalium* (die Argumentation steht im Vordergrund, der Vortragscharakter ist deutlich zu erkennen) – aufgrund ihrer literarischen Form – als Lehrvorträge zu bezeichnen sind, die Rhetorik (kleinteiliger Aufbau, klare Gliederung, numerische Darstellung, ausgezeichnet zum Nachschlagen geeignet) und die *Historia animalium* (eine klassische Dokumentation unter besonderer Be-

rücksichtigung der augenscheinlichen Beschreibungen) jedoch nicht als solche gesehen werden können. Denn, wie Werner Jaeger vor langer Zeit festgestellt hat, aus „der Praxis der Vorlesung heraus müssen aristotelische Lehrschriften verstanden werden“, und „zwischen der platonischen Dialogschriftstellerei und der aristotelischen der *πραγματεῖαι* liegt eine unüberbrückbare literarische, philosophische, pädagogische Kluft“ (Studien zur Entstehungsgeschichte der Metaphysik des Aristoteles, Berlin 1912, 187 und 132). Q. e. d.

Herbert Bannert

Wolfgang Kullmann, *Aristoteles und die moderne Wissenschaft*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1998. 532 S. (Philosophie der Antike. Veröffentlichungen der Karl-und-Gertrud-Abel-Stiftung, 5.) ISBN 3-515-06620-9

Das Buch ist eine Summe der Untersuchungen, Überlegungen und Interpretationen des Autors, mit dem Schwerpunkt auf den naturwissenschaftlichen Schriften, den Ethiken und der Politik des Aristoteles (die einzelnen Kapitel sind zumeist in verschiedenen Formen und Sprachen bereits einmal veröffentlicht, aber überarbeitet und in den Zusammenhang genommen). Die auf einen ersten Blick oft erstaunlich genau erscheinenden Parallelen und Ansätze des Aristoteles werden von K. streng nach dem Verständnis des Textes besprochen, eingeordnet und dann, wenn nötig, mit modernen Erkenntnissen der Naturwissenschaft in Zusammenhang gebracht oder von Vorurteilen befreit; hinter allem steht auch der Wunsch, aus den Quellen selbst Argumente zur Widerlegung der Ansicht vom ‚Auseinanderdriften der Geistes- und Naturwissenschaften‘ (C. P. Snow) zu gewinnen.

Das erste Kapitel, „Die Begründung der Wissenschaft durch Aristoteles“, beschreibt die Voraussetzungen für die Herausbildung der Einzelwissenschaften bei Aristoteles, die Scheidung von theoretischer und praktischer Vernunft, und gibt einen Überblick über die Rezeption der aristotelischen Wissenschaftsauffassung von der Antike bis zur Neuzeit. Im zweiten Kapitel, „Methode“, folgt die Grundlegung für die Zweiteilung der Wissenschaft (Induktion und Deduktion), und dann wird deren Anwendung in den *Analytica posteriora*, der Methodenschrift für sein Vorgehen auf allen Gebieten der Wissenschaft, in den biologischen Schriften, in der Astrophysik des Aristoteles untersucht, ergänzt um eine vergleichende Besprechung der ‚wissenschaftlichen Exaktheit‘ bei Platon (Timaios) und Aristoteles. Das dritte Kapitel behandelt „Kategorien des wissenschaftlichen Denkens“, also Begriffsbildung vor allem in den naturwissenschaftlichen Schriften; es enthält außerdem einen Abschnitt über „Aristoteles und de[n] moderne[n] Begriff des Naturgesetzes“. Das vierte Kapitel, „Die Teleologie“, führt die Entwicklung des teleologischen Denkens an Schriften und Aussagen zur Biologie, Embryologie und Genetik vor. K. beschreibt, auf welche Weise Aristoteles die Ansicht Platons, es könne in Fragen der Naturkunde kein feststehendes Wissen geben (z. B. *Philebos* 59a/b), dadurch überwindet, dass er die Fülle der Erscheinungen auf kleinste und unveränderliche Fakten herunterbricht, allerdings um den Preis, den idealen und umfassenden *εἶδος*-Begriff Platons zum festen Grundbegriff unveränderlicher Spezies in der Biologie zu machen. Das fünfte Kapitel, „Das politische Denken“, bietet eine Darstellung der Staatsphilosophie und des politischen Denkens des Aristoteles, erarbeitet an einer genauen Interpretation der Politik, auch der Rhetorik, und der politischen und theoretischen Aussagen des Aristoteles in den biologischen Schriften unter der Annahme eines Zusammenhangs zwischen der Vorstellung von Einzellebewesen und *animal politicum*. Die genau gearbeitete und durch Querverweise umfassend erschlossene Darstellung enthält auch einen Abschnitt über „Menschliche Aggression bei Aristoteles und im neuzeitlichen Denken“, in dem K. das sechste Kapitel der *Poetik* und die psychoanalytische Theorie vom Abreagieren von Aggressionen behandelt.

Als *summa summarum* schreibt K. am Ende (459): „Wie schon die Vorsokratiker und Platon fragt Aristoteles nach den Prinzipien des Seins, des Werdens und Vergehens und des menschlichen Handelns und sucht eigene Antworten auf diese Fragen zu finden. Was ihn über seine Vorgänger hinausführt, ist sein Bestreben, seine theoretischen Einsichten durch eine vielfältige empirische Detailforschung zu sichern. Er geht von der Überzeugung aus, daß wirkliches Wissen immer auf Detailwissen beruht und daß man sich dabei, wie er es in der Einleitung zu seinen biologischen Schriften zum Ausdruck bringt, nicht zu schade sein darf, auch dem Unscheinbaren seine Aufmerksamkeit zu widmen (De part. an. I 5, 645 a 15f.). Sein eigenes Werk macht deutlich, welche enorme Arbeitsleistung dafür erforderlich ist. Dieses Nebeneinander von Theorie und unermüdlicher umfassender empirischer Beobachtung ist schließlich zur Grundlage auch der modernen Wissenschaft geworden. ... Aristoteles ist aus einer modernen Perspektive heraus oft auch der Vorwurf gemacht worden, daß bei ihm die Spekulation überwiege, und man sprach von einem Mißverhältnis zwischen Theorie und Empirie bei ihm. Vergleicht man, um ein Beispiel aus der Biologie zu nehmen, seine Vererbungslehre mit der zweier bedeutender Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts, mit der Charles Darwins und August Weismanns, so sieht man, daß die Lehren der letzteren auf keinen Fall weniger spekulativ sind, in ihrer Gesamtausrichtung aber sachlich problematischer als die Lehre des Aristoteles. Diese Gegenüberstellung zeigt angesichts des Fortgangs der Forschung anschaulich, daß in der Wissenschaft auf eine theoretische Reflexion niemals verzichtet worden ist und verzichtet werden kann.“

Herbert Bannert

Aristotelische Biologie. Intentionen, Methoden, Ergebnisse. Akten des Symposions über Aristoteles' Biologie vom 24.–28. Juli 1995 in der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg. Herausgegeben von Wolfgang Kullmann und Sabine Föllinger. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1997. 444 S. (Philosophie der Antike. Veröffentlichungen der Karl-und-Gertrud-Abel-Stiftung. 6.) ISBN 3-515-07047-8

Das erste Kapitel des Bandes, „Definition und Demonstration“, enthält Beiträge, die sich auf die für Aristoteles grundlegenden Probleme von Definition und Beweiserbringung beziehen, also sein Suchen nach einer Methode oder einer Methodologie betreffen. Doch zuerst untersucht Malcolm Wilson die eigenständigen (und unabhängigen) Ansichten, die Speusipp im Rahmen der Akademie zu den Problemen entwickelt hat („Speusippus on Knowledge and Division“). Aristoteles hat in den *Analytica posteriora* seine Ansichten niedergelegt, und der Anwendbarkeit der Methode für biologische Forschungen gelten die weiteren Beiträge sowie der Frage, ob Aristoteles eine spezielle Methodologie für biologische Forschungen im ersten Buch von *De partibus animalium* ergänzend versucht hat, ohne den Gedanken von der einheitlichen Begründbarkeit der Arten aufzugeben (David Charles, Wolfgang Kullmann, Wolfgang Dettel, Allan Gotthelf, Robert Bolton).

Das zweite Kapitel, „Ursache und Notwendigkeit“, behandelt das Verhältnis der von Aristoteles zur Erklärung herangezogenen Ursachenarten zueinander, seine Auseinandersetzung mit den Vorsokratikern, und die Geschichte der Wirkung seiner Ursachenlehre. Es geht dabei letztlich um die Anwendung der Lehre von der Priorität der Finalursachen vor den Wirkursachen auf die Forschungsansätze in der Biologie, konkret (wie noch bei Charles Darwin!) darum, Ergebnisse der Evolution, der Anpassung bestimmter Eigenschaften, ätiologisch aufzufassen, ohne dabei mit Intention zu rechnen: Alan Code, *The Priority of Final Causes Over Efficient Causes in Aristotle's PA*; Mary Louise Gill, *Material Necessity and Meteorology IV 12*; James G. Lennox, *Material and Formal Natures in Aristotle's De*

partibus animalium; Heinrich von Staden, *Teleology and Mechanism: Aristotelean Biology and Early Hellenistic Medicine*; David Depew, *Etiological Approaches to Biological Aptness in Aristotle and Darwin*.

Im dritten Kapitel, „Psychologie und Physiologie“, beschäftigen sich die Beiträge mit den Untersuchungen, die Aristoteles zur Herkunft des Denkens angestellt hat, das nicht nur mit seelischen Vorgängen verbunden ist (*De anima*), sondern auch mit körperlichen Vorgängen in Beziehung gesetzt werden kann (*Physik, De part. an.*); Philip J. van der Eijk, *The Matter of Mind: Aristotle on the Biology of ‘Psychic’ Processes and the Bodily Aspects of Thinking*. Das Interesse gilt dabei auch Aristoteles’ Vorstellung von der *scala naturae*; es ergibt sich, dass die Intelligenz der Tiere oder die Intelligenz von Kindern nicht von der Erwachsener abgetrennt werden kann (Arbogast Schmitt, Andrew Cole). Zu psychosomatischen Fragen der Wahrnehmung stehen exemplarisch „Anmerkungen zu Aristoteles’ Schrift *De sensu*“ von Viviana Cessi, ein Vergleich der Vorstellungen über den Sehvorgang bei Aristoteles und in der hippokratischen Schrift *De carnibus* (Carolin M. Oser-Grote), und ein Beitrag zu „Aristoteles’ Vorstellung von der Ernährung der Lebewesen“ von Jochen Althoff.

Die Beiträge des vierten Kapitels, „Empirische Forschung“, beschäftigen sich mit einzelnen Untersuchungsgegenständen und der jeweils angewandten Methode, deren Dogmen den Stagiriten gelegentlich daran hinderten, in den Erkenntnissen weiterzukommen: Die Darstellung des Gefäßsystems mit Herz und Lunge beruht auf anatomischen Untersuchungen an Tieren, doch konnte Aristoteles sich von der teleologisch begründeten Vorstellung über die Funktion der Blutgefäße nicht lösen (Jutta Kollersch). Andererseits sind seine empirischen Ableitungen zur Organisation und zur Biologie der Bienen von erstaunlicher Klarsicht (Sabine Föllinger), zu Fragen also, die letztlich auch heute nicht restlos geklärt sind. Ein verlorener, wahrscheinlich aber wichtiger Bereich im „Paramount Universum“ der aristotelischen Biologie ist die Botanik, mit deren Organisation und Einordnung sich Georg Wöhrl beschäftigt. Schließlich schlägt Christian Hüneröder für das umfassendste empirische Werk des Aristoteles, die *Historia animalium*, eine späte Datierung gegen Ende seines Wirkens vor.

Der Band selbst dient der Propädeutik zu einigen anderen hier angezeigten Bänden und beweist die Dynamik, die von Wolfgang Kullmann und den Freiburger Forschern für die Kenntnis der Untersuchungen des Aristoteles zur Biologie ausgeht. Der Band zeigt auch, wie Wissenschaft und Forschung in einer frühen Gesellschaft nur um ihrer selbst willen, ohne Einflussnahme von außen und ohne direkte Nutzenanwendung, organisiert und durchgeführt werden konnten. Auch dies ist letztlich ein Aspekt, der dem immer wieder formulierten Hauptanliegen Wolfgang Kullmanns, „der These C.P. Snows von dem angeblichen Auseinanderdriften von Natur- und Geisteswissenschaften noch mehr Boden zu entziehen“ (7), dienen könnte: es handelt sich um Berichte aus einer Zeit, als Naturwissenschaft und Medizin noch mit Geisteswissenschaft und Philosophie verbunden waren. Herbert Bannert

Carolin M. Oser-Grote, *Aristoteles und das Corpus Hippocraticum. Die Anatomie und Physiologie des Menschen*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2004. 349 S. 31 Abb. (Philosophie der Antike. Veröffentlichungen der Karl-und-Gertrud-Abel-Stiftung. 7.) ISBN 3-515-06823-6

Die Grundlegung des Aristoteles für die Theorie und Praxis der Einzelwissenschaften, sein Abgehen also von der Vorstellung Platons von der Wissenschaft als universeller Denkbewegung, lässt sich besonders gut in den Schriften zur Biologie mit ihren Klassifikationen und Ordnungssystemen beobachten. Außer der allgemeinen Methodenschrift, den

Analytica priora, hat Aristoteles für die Forschungen zur Naturkunde eine eigene Methodologie im ersten Buch von *De partibus animalium* verfasst.

Die Arbeit, hervorgegangen aus einer von Wolfgang Kullmann betreuten Freiburger Dissertation (1995), untersucht die Umsetzung der Aristotelischen Theorie in den Bereichen der Biologie und Zoologie, und untersucht vor allem die Frage, ob Aristoteles sich bei seinen empirischen Untersuchungen zur Anatomie und Physiologie – und nicht nur in der Doxographie – konkret auf Vorarbeiten gestützt hat, die ihm in einschlägigen Schriften des Corpus Hippocraticum vorlagen oder vorliegen konnten. Namentlich genannt ist Hippokrates an keiner Stelle der in Frage kommenden Texte. O.-G. stellt das in den beiden Corpora jeweils repräsentierte Wissen vergleichend nebeneinander, geordnet nach Körperteilen, Organen und anatomischen Strukturen. Das ist so aufgebaut, dass die Schriften besprochen und charakterisiert, die Aussagen durch Abbildungen aus dem anatomischen Lehrbuch von H. Lippert (Lehrbuch der Anatomie, München³1993) präzisiert, und dann miteinander verglichen (die reinen Fakten auch in Tabellenform) und bewertet werden. Teil A behandelt die hippokratischen Traktate *De carnibus*, *De fracturis/De articulis*, *De capitis vulneribus*, *De corde*, *De natura ossium* (über das Blutgefäßsystem; die Schrift, eigentlich eine Sammlung von Exzerpten auch zeitlich verschiedener Quellen, ist im vorliegenden Zustand wirr und unübersichtlich, und deshalb gibt O.-G. eine kommentierende Beschreibung des Inhalts und der Themen und kommt zu dem Schluss, dass die Behandlung des Themas bei Aristoteles ‚moderner‘, stringenter und von der hippokratischen Schrift unabhängig und diese daher als nacharistotelisch anzusehen ist); die Teile B und C sind der Allgemeinen Anatomie (Körper in seiner Gesamtheit, Knochen und Gelenke, Zähne, Bewegungsapparat, Muskeln, Haut, Haare, Nägel, Blut und Blutgefäße) und der Speziellen Anatomie (Kopf; Gehirn und Rückenmark, innere Organe) gewidmet (dem entspricht ziemlich genau die Einteilung des Aristoteles in ὁμοιομερῆ und ἄνομοιομερῆ); in Teil D werden Daten der Sinnesphysiologie vorgelegt (Sehen, Hören, Riechen, Tasten, Schmecken, Sprechen – mit den anatomischen Vorstellungen von den einzelnen zugeordneten Organen).

Als Ergebnis hält O.-G. fest, dass Aristoteles zu den wichtigsten Themen die ihm vorliegenden Schriften des Corpus Hippocraticum eingesehen hat oder wenigstens einsehen ließ; nachgewiesen werden kann mit großer Wahrscheinlichkeit die Kenntnis von *De morbo sacro* (wenn auch die Ansicht des Aristoteles, dass alle Funktionen im Herz und nicht im Gehirn ihren Ausgangspunkt haben, hinter den Ergebnissen des Verfassers zurückbleibt), *De morbis* 2 und 4, *Epidemien* 2, 5 und 7, *De flatibus*, ferner *De natura hominis*, *Aphorismen*, *De locis in homine*. Aristoteles zeigt im Ganzen gegenüber den Schriften des Corpus Hippocraticum oft genaueres und ‚modernerer‘ Wissen; unterlegen sind seine Ansichten den ärztlichen Spezialschriften der Unfallchirurgie und der Orthopädie (*De fracturis/De articulis*, *Mochlikon*, *De capitis vulneribus*), deren Verfasser alte Erfahrungen mit Kriegs- und Sportverletzungen einbringen konnten, also aus dem Gebiet der medizinischen Praxis. Eine sehr genaue, mit vielen Details und übersichtlichen Vergleichen durchgeführte Untersuchung eines philosophie- und wissenschaftshistorisch wichtigen Themas.

Herbert Bannert

Theophrastus, *Metaphysics*. With an introduction, translation and commentary by Marlein van Raalte. Leiden-New York-Köln: E. J. Brill 1993. XVI, 676 S. (Mnemosyne. Suppl. 125.) ISBN 90-04-09786-4 ISSN 0169-8958

Wieder einmal war, wie so oft, die Zeit reif für ein Desiderat: im Jahr 1993 erschienen fast gleichzeitig zwei neue Ausgaben der *Metaphysik* des Theophrast: die Budé-Edition von André Laks und Glenn W. Most, deren Text neu aus den Hss. konstituiert wurde, und die

vorliegende, mit dieser (vor allem in der Erstellung des Textes) im Manuskript abgestimmte von van R. (XI). Der gewichtige Kommentar steht im Gegensatz zu dem bis dahin am meisten benützten, knappen in der Edition von W. D. R o s s und F. H. F o b e s (1929), von dem im Großen und Ganzen die unten angeführten Ausgaben abhängen, und ist – wie ich meine, zu Unrecht – von der Budé-Edition verdeckt worden. Eine ausführliche Auseinandersetzung mit den beiden neuen Ausgaben (und auch allen älteren) enthält jetzt die Arbeit von J. H e n r i c h, der auch die erste deutsche Übersetzung des Textes vorgelegt hat.

Die Metaphysik des Theophrast ist das Dokument der Reflexion eines Forschers, der Suche nach einer allgemeinen Methode der Wissenschaft und gleichzeitig nach der Erklärung für gültige Grundlagen dieser Methode. Der reichhaltige Kommentar ordnet diesen Versuch des Eresiers in das Denken und das Wissen des Peripatos ein. van R. kommentiert die schwierige Schrift des Theophrast und gibt umfangreiche Zusammenstellungen von Texten, die den Stand der Wissenschaftstheorie im Peripatos zur Zeit des Theophrast belegen. Es ist kein in erster Linie philosophischer Kommentar entstanden, sondern vor allem ein sprachlich-stilistischer, eine ausführliche Dokumentation von Belegstellen zur Sprache der Pragmatie und zur Struktur des Textes: dies vor allem, um die Textgestaltung zu begründen, und nicht zuletzt, um Gewissheit in der Frage der Echtheit zu gewinnen. Das Ergebnis ihrer Arbeit sieht van R. auch als „a kind of sourcebook for Peripatetic idiom“ (XI).

Die Pragmatie ist abgeschlossen (lange, seit Friedrich W i m m e r, 1866, hat man von einem Fragment gesprochen), van R. datiert die Schrift zwischen 323 und 320 v. Chr. (24). Der Text formuliert Denkansätze und arbeitet Fragestellungen heraus, stellt also eher Fragen als dass er sie beantwortet, und daher haben van R. und andere wohl Recht, die in der Schrift persönliche Aufzeichnungen des Theophrast sehen, die er – um sich selbst Klarheit der Methode zu verschaffen – bei der Vorbereitung einer Vorlesung zusammengestellt hat (9 mit Anm. 5). Fritz W e h r l i hat diesen Sachverhalt einmal so zusammengefasst: „Die skizzenhafte Form spricht dafür, dass die Schrift als Unterlage für die Einleitung einer Vorlesung gedient hat.“ (Grundriss der Geschichte der Philosophie, begr. v. F. Überweg, 3, Basel-Stuttgart 1983, 479. – In der zweiten Auflage, Basel 2004, 518, in der Wehrlis Darstellung von G. W ö h r l e und L. Z h m u d bearbeitet wurde, lautet der Satz: „Die skizzenhafte Form einerseits und die nur knappen Hinweise auf die referierten Lehren andererseits sprechen dafür, dass die Schrift als Memorandum zu eigenen Zwecken, in Diskussionsrunden und Vorlesungen, gedient hat.“). Der Text sieht im Ganzen aus wie die Zusammenfassung und Abstraktion konkreter Probleme, die sich dem Forscher stellen, wie der Frage nach der Beurteilung von temporären Teilen an der Pflanze als dennoch integralen Bestandteilen des Ganzen, die Theophrast zu Beginn der *Historia plantarum* aufwirft: die Teile bilden den Organismus, und dass sie nur begrenzte Zeit existieren, ist dabei unerheblich; das vollendete Ganze bedarf jedes der Einzelteile (26f.). Der philosophische und letztlich auch literarische Wert liegt also in der Art, wie Theophrast versucht, allgemeine Probleme der Seinslehre und Grundprinzipien der Erkenntnis in klare Fragestellungen zu fassen und so erst einmal die Grundlage für Diskussionen zu schaffen. van R. gibt in ihrem Kommentar genau dazu den Hintergrund durch das Beibringen von Texten aus Aristoteles und dem Peripatos, die den geistigen Raum erhellen, in dem Theophrast gearbeitet hat.

Theophrast reflektiert Methoden des wissenschaftlichen Vorgehens, erarbeitet sich also eine Wissenschaftstheorie. Um das richtige Vorgehen bei der Untersuchung konkreter Sachverhalte, ja beim Denken überhaupt, von vorneherein zu gewährleisten, entwickelt er eine richtunggebende Vorgangsweise, die er durch das Anführen konkreter Beispiele dafür, wie man es nicht machen soll, herausarbeitet. Die Gefahr des Doktrinären soll damit ausgeschlossen werden, so etwa, wenn Theophrast kritisiert, dass Speusipp die Erscheinungen des Einzelnen seiner vorgefassten Meinung unterordnet, dass das Beste immer in der Mitte liegen

müsse, und auf diese Weise zu notwendig falschen, eben voreingenommenen Schlüssen kommt (11a23): τὰ μὲν οὖν ὄντα καλῶς ἔτυχεν ὄντα (11a25).

Die Suche nach den Anfängen oder dem Anfang des Seienden und der Dinge, mit der Theophrast sich selbst Gewissheit zu verschaffen sucht, berührt sich übrigens auffallend mit immer wieder bewegenden Diskussionen über Planung oder Zufall, über Design oder Evolution. Auch für Theophrast ist die Antwort ungewiss; er versichert sich selbst: ἡ δὲ φύσις ὡς ἀπλῶς εἰπεῖν ἐν κινήσει καὶ τοῦτ' αὐτῆς τὸ ἴδιον (4b20).

Inzwischen liegt auch die erste deutsche Übersetzung vor: Die Metaphysik Theophrasts. Edition, Kommentar, Interpretationen. Von Jörn H e n r i c h, München-Leipzig: K. G. Saur 2000 (BzA. 139.) – nach Übersetzungen in andere Sprachen: W. D. R o s s und F. H. F o b e s (Oxford 1929, englisch); J. T r i c o t (Paris 1948, französisch); G. R e a l e (Brescia 1964, italienisch); A. L a k s und G. W. M o s t (Paris 1993, französisch); M. v a n R a a l t e (englisch); S. R o m a n i (Milan, 1994, italienisch); die wichtigste und maßgebliche Edition war die von Hermann U s e n e r, Bonn 1890.

Herbert Bannert

On the *Opuscula* of Theophrastus. Akten der 3. Tagung der Karl-und-Gertrud-Abel-Stiftung vom 19.–23. Juli 1999 in Trier. Herausgegeben von William W. F o r t e n b a u g h und Georg W ö h r l e. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2002. 245 S. (Philosophie der Antike. Veröffentlichungen der Karl-und-Gertrud-Abel-Stiftung. 14.) ISBN 3-515-07888-6

Der Band dokumentiert einmal mehr die rührige und einflussreiche Arbeit an der Erklärung des Theophrast, die, repräsentiert durch die Herausgeber des Bandes, von der Rutgers University in New Brunswick, NJ, und der Universität Trier ausgeht. Stephen W h i t e bilanziert die Basis der Beschäftigung mit den ‚Kleinen Schriften‘ des Eresiers in einer Untersuchung der Werkliste, die Diogenes Laërtios gegeben hat. Han B a l t h u s s e n sucht Spuren der Wirkung von *De sensibus* in späteren Werken, entgegen dem Faktum, dass die Schrift von keinem Autor zitiert wird und erst in der Renaissance wieder auftaucht. Es lässt sich überdies erweisen, dass auch Alexander von Aphrodisias bei der Ausarbeitung seines Kommentars zu Aristoteles’ *De sensu* den Text des Theophrast nicht gekannt hat. Pamela M. H u b b y ergänzt mit einem Überblick über die arabischen Quellen zu *De sensibus*, Todd G a n s o n mit einem Blick auf die Sinneswahrnehmungstheorien des Aristoteles. István M. B o d n á r beleuchtet die in *De igne* gegebenen Vorstellungen von Himmelskörpern und deren Bewegungen und untersucht die Theorien des Peripatos über die Existenz und Beschaffenheit der Elemente. Georg W ö h r l e, ‚Ps-Aristoteles *De Coloribus* – a Theophrastean Opusculum?‘ ist die englische Version der Einleitung, die W. seiner Übersetzung der Schrift vorangestellt hat (Berlin 1999; s. WSt. 117 [2004], 272/273). David S i d e r versucht, durch Vergleich mit ähnlichen Texten und durch nähere Bestimmung des eigentlichen Zwecks, den Stellenwert der Schrift *De signis*, deren Verfasser und Datierung seit je als unsicher gilt, unter den technischen Fachschriften zu ermitteln. R. A. H. K i n g gibt Belege für den aristotelischen Bezug der Schrift *De lassitudine*, Amneris R o s e l l i ergänzt den philosophischen um eine Beschreibung des medizinischen Hintergrunds (Hippokrates und Galen). Sabine V o g t untersucht den kurzen Traktat *De vertigine* und kann nachweisen, dass die sehr eigenständige Argumentation Theophrasts aus empirischen Beobachtungen im Zusammenhang mit Überlegungen zu Kegelmodellen und zur Kreisbewegung erwachsen ist. Das einmal gefundene Erklärungsmodell hat Theophrast dann zu einem Vortragstext ausgearbeitet, der sich in seiner voraussetzungsreichen Knappheit gut mit anderen Texten dieser Art – *De ventis*, *De lapidibus*, *De igne* – vergleichen lässt. Armelle D e b r u stellt den Traktat *De sudore* in den Bezugsrahmen

des medizinischen Schrifttums. Die Metaphysik ist Gegenstand des Beitrags von John Dillon: er arbeitet die Passagen des Textes heraus, die Kritik an der alten Akademie enthalten. Und schließlich macht Hidemi Takahashi syrische Fragmente zu den meteorologischen und mineralogischen Texten des Theophrast bekannt (in der syrischen Version des Nikolaos von Damaskus aus seinem Handbuch der Philosophie des Aristoteles). Ausführliche Register erschließen den für eine genaue Kenntnis der Bedeutung des Theophrast unentbehrlichen Band.

Herbert Bannert

* * *

Dialecti e lingue letterarie nella Grecia Arcaica. Atti della IV Giornata di Filologia classica (Pavia, 1–2 aprile 2004), a cura di Francesco Bertolini e Fabio Gasti. Pavia: Ibis Edizioni 2005. 158 S. Ill. (Collegio Ghisleri.) ISBN 88-7164-197-3

Der Band – mit einer schönen Photographie und der Umschrift des Textes des Nestorbechers aus Pithekussai auf dem Umschlag – enthält Beiträge über das Äolische und die Sprache der Chorlyrik (Albio Cesare Cassio), über Dialektformen und literarische Tradition der Texte der Vorsokratiker am Beispiel der Eleaten und ihrer Rezeption in Athen (Enzo Passa), über mögliche Veränderungen der Sprachform in der Überlieferung der ältesten Belege für griechische Dialekte (Carlo Consoni), über Dialekte und deren Niederschlag im Gebrauch der Literatursprachen (Francesco Bertolini), und Beobachtungen zur Sprache des Epos: epische Epitheta und deren Verwendung zur ‚composition by theme‘ am Beispiel von $\beta\omicron\iota\nu\ \acute{\alpha}\gamma\alpha\theta\acute{\omicron}\varsigma\ \Delta\iota\omicron\mu\eta\delta\eta\varsigma$ und verschiedener Formulierungen, die sich auf Kampfgeschrei beziehen (Alberto Camerotto), Epitheta und formelhafte Bezeichnungen der ‚Nacht‘ in den homerischen Gedichten (Silvia Fenoglio), und Beobachtungen zur epischen Sprache am Beispiel von Verwandtschaftsbezeichnungen (Riccardo Di Donato). Der Band erfüllt einen doppelten Zweck: er bietet einen Überblick über den Forschungsstand (mit reichen bibliographischen Angaben), und er kann als Problemsteller zur Kenntnis der griechischen Dialekte verwendet werden.

Herbert Bannert

Bruno Bleckmann, Athens Weg in die Niederlage. Die letzten Jahre des Peloponnesischen Kriegs. Stuttgart-Leipzig: B.G. Teubner 1998. 675 S. Ill. (Beiträge zur Altertumskunde. 99.) ISBN 3-519-07648-9

Es ist dies ein außerordentlich genau aus den Quellen gearbeiteter Bericht über die Jahre von 411–404 v. Chr., die Zeit nach dem oligarchischen Umsturz in Athen, die Zeit des Dekeleischen Krieges, für die gerade noch und dann gerade nicht mehr das Ende des achten Buches des Thukydides zur Verfügung steht, und die folgenden Jahre bis zur Übergabe Athens an die Spartaner im Jahre 404, mit einer seit langem umstritten beurteilten Quellenlage. Denn zur Verfügung steht neben Xenophons Hellenika das Geschichtswerk des Diodor, das auf Ephoros von Kyme und weiter auf dessen offensichtliche Quelle, die seit 1908 bekannten Hellenika von Oxyrhynchos, zurückgeht. Und unpräventiös, ohne Polemik, aber beharrlich geht B. in diesem eigentlich mehrere Monographien umfassenden Werk jeweils allen gefundenen oder angenommenen Ergebnissen und Fakten, seien sie aus alter oder neuer Zeit, seien sie bewiesen oder erschlossen, auf den Grund, und kann so manche Erkenntnisse bestätigen und festigen, andere zurückweisen.

Der erste Teil der Untersuchung (19–266) dient der genauen Abwägung der Darstellungen des Dekeleischen Kriegs ab 411 v. Chr., genauer der Seekämpfe des Krieges, und ihrer differierenden Beschreibungen bei Xenophon und Diodor und, in einem zweiten Teil, einer Überprüfung der Anlage und des Aufbaus der Hellenika von Oxyrhynchos, deren Abschnitt gerade über diesen Zeitraum zum größten Teil verloren ist. Durch Rückschlüsse und Vergleiche zu klären ist in erster Linie die Quellenfrage, mit einem Seitenblick auf die Identifizierung des Verfassers, den B. eher in Theopompos mit seiner die Jahre 411–394 v. Chr. umfassenden Geschichte als in Kratippos sehen möchte. Aus der ganzen Anlage der Schrift und aus erschlossenen Aufbauelementen lässt sich so ein enger Anschluss an, eine Fortsetzung des Thukydides erkennen: „Der Autor der Hell. Oxy. als Fortsetzer und Rivale des Thukydides“ (199).

Der zweite Teil (267–314) bringt Erwägungen zur umstrittenen und seit den frühesten historischen Untersuchungen der Neuzeit kontroversiell gedeuteten Chronologie der Jahre von 410/409–405/404, deren Sicherung zur Beurteilung politischer Entscheidungen in Athen unerlässlich ist: der genaue Zeitpunkt der Rückkehr des Alkibiades, die formale und praktische Durchführung der Rückkehr, die Übertragung der Strategie in Abwesenheit, seine Flottenoperationen und die Amtszeiten anderer Strategen hängen davon ebenso ab wie die Nachzeichnung der politischen Interessen in Athen und der Maßnahmen, die für oder gegen Alkibiades unternommen wurden.

Dies alles bietet eine verlässliche Basis für den dritten Teil, den eigentlichen historischen Bericht über die attische Politik und die Führung der Kriegsoperationen zwischen den beiden von oligarchischen Bestrebungen geprägten Phasen der Jahre 411 und 404/403: „Von der Verfassung der Fünftausend zum Zusammenbruch der athenischen Seemacht: Innenpolitik und Kriegführung“ (315–614). B. sucht in der Beschreibung und sachlichen Begründung der Abfolge der Ereignisse dieser Jahre die Begründung für den vorausweisenden Satz des Thukydides, dass, trotz der Katastrophe in Sizilien, die Stadt sich immerhin noch zehn Jahre halten konnte und erst durch ihre inneren Probleme schließlich untergehen musste: „... und ergaben sich nicht eher, als bis sie in ihren eigenen Streitigkeiten untereinander über sich hergefallen und so zugrunde gegangen waren“ (... και οὐ πρότερον ἐνέδοσαν ἢ αὐτοὶ ἐν σφίσι κατὰ τὰς ἰδίας διαφορὰς περιπεσόντες ἐσφάλησαν, 2, 65, 12). Auf der Basis der von B. erarbeiteten chronologischen Abfolge folgt eine Darstellung der politischen Ereignisse, die das Athen nach der Sizilischen Katastrophe und nach dem Umsturz von 411 kennzeichnen: das Wirken des Theramenes während dieses ganzen Zeitraums bis zur Übergabe der Stadt an die Spartaner, die Konsequenzen der oligarchischen Machtübernahme und der Verfassung der Fünftausend mit den Versuchen zu einer Überleitung zur Demokratie (dazu vgl. jetzt auch H. Heftner, Der oligarchische Umsturz des Jahres 411 v. Chr. und die Herrschaft der Vierhundert in Athen. Quellenkritische und historische Untersuchungen, Frankfurt am Main 2001), die Seeschlacht von Kyzikos und das spartanische Friedensangebot von 410, Kleophon und die Wiedereinführung der Diobolie, schließlich die Strategie des Alkibiades (410–407 v. Chr.), alle Fragen und Unklarheiten, die mit seiner Rückkehr nach Athen und mit diesem Amt verbunden sind (die vieldiskutierte Bezeichnung als πάντων ἡγεμῶν αὐτοκράτωρ bei Xenophon, Hell. 1,4,20, war kein Titel im eigentlichen Sinn: 476ff.), schließlich die Bedeutung der Schlacht von Notion (407 v. Chr.), als Alkibiades das Kommando an Antiochos abgegeben hatte und die Athener von Lysandros geschlagen wurden, für das Prestige und die Einschätzung des Alkibiades in Athen: er wurde für das folgende Jahr nicht mehr zum Strategen gewählt, weil seine Gegner sich in seiner Abwesenheit mit Hinweisen auf die Leichtfertigkeit des Feldherrn durchsetzen konnten, und schließlich hat er freiwillig Athen für immer verlassen. Den Endpunkt der Entwicklung bildet schließlich der Prozess gegen die siegreichen Feldherren in der Schlacht bei den Arginusen, ein politisch motivierter Prozess,

wie so oft in Athen. B. beschreibt den Verlauf der Ereignisse (Hauptquelle ist die eindringliche und farbige Schilderung der Ereignisse bei Xenophon, die in ihren Grundzügen doch wohl glaubhaft ist), von der Anklageerhebung durch Theramenes bis zur Verurteilung der Feldherrn, deren kollektiv eingebrachte Klage war (was ja zu einer Folge von *γραφαι παρανόμων* geführt hat, wie Xenophon berichtet). „Der Arginusenprozeß muß als ein Tiefpunkt der attischen Demokratie betrachtet werden. Doch ist das Versagen der attischen Demokratie hier nicht so sehr im hybriden Verlassen jeder Rechtsnorm auszumachen, sondern vor allem darin, daß in der heftigen (von Theramenes geschürten) Auseinandersetzung um die Aburteilung der Strategen die Desintegration der Polis weiter vorangetrieben und das Ziel einer einmütig unterstützten Kriegführung aus den Augen verloren wurde. Gerade der detaillierte Bericht Xenophons, der vordergründig den Eindruck zu bestätigen scheint, der athenische Pöbel habe sich in seiner Gesamtheit zu gesetzlosem Handeln hinreißen lassen, zeigt nämlich bei genauer Betrachtung in aller Deutlichkeit, daß der Arginusenprozeß im wesentlichen Ergebnis des unter Ausnutzung aller prozeßtechnischen Mittel ausgetragenen Ringens zweier temporär gebildeter Fraktionen war, von denen die eine, nämlich die des Theramenes, durch geschickte Steuerung des Gesamtverfahrens mit knapper Not die Oberhand behielt. Als Zeichen einer eskalierenden Krise muß man die Schärfe der Auseinandersetzung empfinden, die mit der physischen Liquidierung der Häupter der unterlegenen Partei endete und in der es nicht um eine grundsätzliche Richtungsentscheidung ging, sondern in der ausschließlich persönliche Ambitionen und die Angst um das eigene politische Schicksal eine Rolle spielten.“ (570/571). Und schließlich ist auch der Zusammenbruch Athens und der Sieg des Lysander bei Aigospotamoi eine Folge des Fehlens fähiger Strategen in der Schlussphase des Kriegs, und diese wiederum ist letztlich eine Folge des Fehlens des Alkibiades – dessen Rückberufung 405 von den Strategen neuerlich diskutiert wurde – und seiner Fähigkeit zum strategischen Kalkül. Und wieder gibt Theramenes den Ton an: er versucht, auch in den Übergabeverhandlungen mit Lysander seine Interessen durchzusetzen.

Es ist dies ein wichtiges und sehr empfehlenswertes Buch mit einer berichtenden Darstellung und einem sachlich orientierten Apparat von Belegen, ohne Polemik. Über den Aufbau des Ganzen hat der Verf. entschieden; manchmal wäre eine mehr die historischen Ereignisse vorantreibende, weniger umfassend referierende Darstellung willkommen – ergänzt durch eine Serie von Exkursen. Dies aber hätte dann vielleicht die Verbindung von historischen Fakten und deren sorgfältiger Interpretation unterbunden: *ὠφέλιμα κρίνειν αὐτὰ ἀρκούντως ἔξει.*

Herbert Bannert

Fabio Roscalla, Biaios didaskalos. Rappresentazioni della crisi di Atene della fine V secolo. Pisa: Edizioni ETS 2005. 134 S. Ill. (Pubblicazioni della Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università di Pavia. 108.) ISBN 88-467-1065-7

Niemand im Athen des Jahres 403 v. Chr., zur Zeit der Dreißig, hätte vorhersehen können, in welche Bahnen und welche Diskussionen, vielfach verursacht von äußeren Einflüssen, die politischen Ereignisse gehen würden und mit welchen Problemen sich die Stadt, sagen wir 25 Jahre später, tatsächlich würde beschäftigen müssen! Das Jahr 403, mit der Verhinderung eines geplanten und versuchten Staatsstreichs der Oligarchen, rückte so, anstatt, wie viele wohl gemeint und gehofft hatten, die Entwicklung der politischen Situation in eine Richtung zu bringen, die der vor und in der ersten Phase des Krieges angestrebten entsprechen würde, sehr rasch das Erhoffte in die Ferne und hatte zur Folge, dass die Erinnerungen an die Zeit

nach dem Krieg sich nicht an der politischen Wirklichkeit Athens messen konnten. R. hat es sich zur Aufgabe gemacht, Niederschläge dieser geistigen Situation in der literarischen Produktion des 4. Jh. darzustellen. Deutlichen Ausdruck finden diese Vorstellungen in den fiktiven Hintergründen platonischer Dialoge (dem Menexenos widmet R. ein eigenes Kapitel) und den Szenarien, die Xenophon zeichnet, aber auch in den Texten der attischen Redner. Und natürlich hätten wir, trotz der ungewöhnlich guten Quellenlage für die Zeit, sehr gerne die entsprechenden Berichte des Thukydides gelesen, die durch die Ausführungen in Xenophons Hellenika nur in den historischen Fakten ersetzt werden. Es ist ein interessanter Ansatz, die Erinnerung an eine von der tatsächlichen politischen Entwicklung rasch in die Ferne gerückten Zeit, die einen neuen Anfang zu ermöglichen schien, gerade in diesem Punkt der Erinnerung aus den Quellen herauszuarbeiten, und R. betont ausdrücklich, dass er die Struktur einiger politischer Entwicklungen in der gegenwärtigen italienischen Politik wiederfindet, ohne dies im einzelnen zu betonen: der Leser möge sich selbst ein Bild machen (13).

Herbert Bannert

Oliver Overwien, *Die Sprüche des Kynikers Diogenes in der griechischen und arabischen Überlieferung*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2005. 500 S. (Hermes Einzelschriften. 92.) ISBN 3-515-08655-2

Aufbau, Motive, Themen, Konstruktionsweise, Wechselwirkungen mit anderen Literaturformen, Abfassungszeit und Rezeption der literarischen Kleinform ‚Spruch‘ werden am Beispiel der Diogenessprüche abgehandelt, erstmals erweitert um die ins Arabische übersetzte Überlieferung. Alles zusammengenommen erlaubt auch Einblicke in den kynischen Literaturbetrieb und die philosophischen Anwendungsmöglichkeiten der aufs Praktische ausgerichteten kynischen Schule.

Eine derart umfassende Behandlung einer literarischen Gattung erfordert auch einige Grundlagenarbeit. O. bezieht sich dabei, so weit möglich, auf vorhandene literaturwissenschaftliche Begriffsunterscheidungen, muss diese aber gelegentlich differenzieren oder weiterentwickeln. Als Hauptquellen sind zu unterscheiden: Gnomologien, also Spruchsammlungen i. e. S., und Florilegien, Sammlungen also, die literarische Kleinformen zusammen mit Schriftenexzerpten und Zitaten enthalten. Bei den Sprüchen selbst werden drei Formen unterschieden: Apophthegma (ἀπόφθεγμα), Chrie (χρεία), Gnome (γνώμη), wobei die ersten beiden zumeist dialogisch gestaltete oder kommentierte, die dritte bloße Äußerungen des Diogenes umfassen (27/28). Im ersten Hauptteil sichert O. die Quellenlage, untersucht in einer sorgfältigen und genauen Durcharbeitung die griechischen und arabischen Zusammenstellungen und versucht dabei, Zusammenhänge und Traditionslinien der einzelnen Dicta zu verfolgen und herauszuarbeiten. Im zweiten Hauptteil folgt die literaturwissenschaftliche Einordnung der Sprüche nach den Kriterien Struktur, Inhalt (Aufgliederung der einzelnen Themenbereiche), Konstruktion (wiederkehrende topische Elemente in den Texten), eine Abgrenzung der Sprüche gegenüber und auch ihr Herkommen aus anderen literarischen Formen (medizinischer Merkspruch, Witz, Komödie, Fabel, Briefe, Apomnemoneumata-Literatur, Chrien-Sammlungen) und Beobachtungen zur Datierung; all dies ist im Einzelnen sehr schwierig, weil die Gleichförmigkeit der Texte eine Verfeinerung der Einordnung zumeist nicht zulassen. Im Ganzen legt O. eine umfassende Untersuchung eines wegen seiner Allgemeinheit und seiner legendenhaften Anreicherung schwierigen Themas vor, das kulturhistorisch bemerkenswerte Überlieferungswege zurück in den Orient und in das europäische Mittelalter aufzeigt. O. schließt seine Untersuchung mit den Sätzen: „Insbesondere ... in Bagdad machen arabische Literaten ausgiebigen Gebrauch von den überlieferten bzw.

übersetzten griechischen Sprüchen, dort wo einst die Sumerer die Grundlagen für die Spruchüberlieferung legten. Somit schließt sich der Kreis. Nach einem langen Vorlauf durch den Vorderen Orient und einer sich anschließenden mehr als 1500-jährigen Odyssee durch die griechisch-römische Welt hat der griechische Ausläufer der literarischen Kleinform Spruch wieder zu seinen Wurzeln zurückgefunden.“ (446).
Herbert Bannert

Geh mir aus der Sonne! Weisheiten des Diogenes. Herausgegeben von Hans Schöpf. Mit einer Einführung von Gerhard Fink. Düsseldorf-Zürich: Patmos-Artemis & Winkler 2005. 80 S. 5 Abb. ISBN 3-7608-2309-2

Μικρὸν ἀπὸ τοῦ ἡλίου μετὰστηθι (Plut. Alex. 14, 5), und: *Nisi Alexander essem, ego vero vellem esse Diogenes*. Diese und viele andere ‚Weisheiten‘ und Aussprüche des Diogenes von Sinope sind hier wieder einmal zusammengestellt, freilich ohne jeden genauen Hinweis auf die Quellen. Anzufügen ist auch noch der Band: Das Leben des Diogenes von Sinope von Kurt Steimann, Zürich: Diogenes 1999, der eine Übersetzung des Diogenes-Abschnitts aus der ‚Philosophiegeschichte‘ des Diogenes Laërtios enthält, der Hauptquelle für Biographie und Aussprüche des ‚Hundes‘.
Herbert Bannert

Satyros aus Kallatis. Sammlung der Fragmente mit Kommentar. Von Stefan Schorn. Basel: Schwabe Verlag 2004. XIV, 544 S. ISBN 3-7965-2005-7

Das umfangreichste Fragment (bestehend aus 41 Einzelfragmenten) aus dem Werk des Peripatetikers Satyros von Kallatis (3./2. Jh. v. Chr.), das ihn uns auch bekannt gemacht hat, stammt aus dem (in der Dialogform eines Lehrer-Schüler-Gesprächs gestalteten) Bios des Euripides (F6, POxy. IX 1176, bekannt seit 1912) und enthält – neben einer ausführlichen und gut aufgebauten Lebensbeschreibung mit den üblichen Informationen über das Privatleben des Dichters – auch Abschnitte über ‚Euripides und Anaxagoras‘ und ‚Euripides und Sokrates‘ (die Belegstellen hat S. zusammengestellt, 197–201 und 227–231). Außerdem sind erkennbar und jetzt geordnet und im Zusammenhang vorgelegt: Bioi des Diogenes, Sophokles, Pythagoras, Empedokles, Zenon von Elea, Anaxagoras, Sokrates, Stilpon, Alkibiades, Dionysios II., Demosthenes, Philipp II. von Makedonien und Alexander d. Gr. und auch eine peripatetische Schrift ‚Über Charaktere‘. Eine Abhandlung über die ‚Demen von Alexandria‘, eine Schrift ‚Über Götter‘ und eine schlecht bezeugte Sammlung von Homerzetemata sind wohl homonymen Verfassern zuzuweisen (15).

Das Biographienwerk, entstanden bis um 170 v. Chr., wurde schon vor 150 v. Chr. von dem berufsmäßigen Epitomator Herakleides Lembos, dem wir auch eine Epitomenepitome der Verfassungen des Aristoteles verdanken, ausgezogen und bearbeitet (13), und diese Fassung haben Athenaios und Diogenes Laërtios benützt. Die Euripidesvita enthält 25 zum Teil sehr umfangreiche Textzitate, 13 aus Euripides (davon sechs –), neun aus der Komödie (davon acht nur bei Satyros), und drei weitere aus Homer, Platon und Demosthenes (alle bekannt). Es sind dies allerdings nicht Originalzitate, sondern sie stammen, wie S. zusammenfassend deutlich macht, aus der antiken Sekundärliteratur, und die Zitate dienen, wie üblich in antiken Biographien, ausschließlich dazu, um biographische Angaben über den Dichter zu bestätigen oder diese überhaupt erst herzuleiten.

Zur Sicherung der Herkunft des Satyros aus dem Peripatos, die vor allem von Friedrich Leo in seinem Werk über die griechisch-römische Biographie bestritten wurde (56), hat S. viele Indizien zusammengestellt, deren wichtigstes der Nachweis ist, dass der weitgehend elogischen Darstellung des Euripides unverkennbar Züge des aristotelischen *μεγαλόφυχος* aus

der Nikomachischen Ethik zugrunde liegen (59ff.). Doch bleibt S. auch hier vorsichtig und begnügt sich mit der Feststellung, dass dies nicht unbedingt Schulzugehörigkeit bedeuten muss, sondern bloß einen gefälligen Habitus des Autors darstellen kann. Der einzige Satz, der aus den ‚Charakteren‘ überliefert ist (F27, über den ἄσωτος), unterscheidet sich erheblich von den Sätzen des Theophrast, entspricht aber peripatetischer Tradition, die fallweise auch in den späteren Zusätzen zu den Skizzen des Theophrast erkennbar ist (Kommentar zu F27; vgl. dazu jetzt auch Theophrastus, Characters. Edited with Introduction, Translation and Commentary by James Diggle, Cambridge 2004, 11). Dazu eine Beobachtung: In der Euripidesvita (F6 fr. 8 col. II) heißt es am Ende des Abschnitts über den Stil des Tragödiendichters, dass „Aristophanes seine Zunge vermessen wollte, «durch die die vermengten Wörter hineinschwammen»“ (oder so ähnlich; der Text lautet, mit einigen Ergänzungen, für die S. alle Nachweise verzeichnet: διὸ καὶ Ἀριστοφάνης ἐπιθυμεί τὴν γλῶσσαν αὐτοῦ μετρήσαι – «δι’ ἧς τὰ [φύ]ρτὰ ῥήματ’ [εἰσε]νήχεται»: Aristophanes, fr. 656 K.-A.; [φύ]ρτὰ Edmonds, [εἰσε]νήχεται Richards). Im Kommentar bespricht S. das Zitat und dessen Herstellung ausführlich und vermerkt schließlich, dass eine sinnvolle Erklärung nicht zu finden ist (187–189). Doch in den Charakteren des Theophrast, die Satyros mitsamt der dahinter stehenden peripatetischen Tradition naturgemäß gut gekannt hat, heißt es vom λάλος (char. 7, 7, 3): ... ὅτι χαλεπὸν τῷ λάλω ἐστὶ σιωπᾶν, καὶ ὡς ἐν ὑγρῷ ἐστὶν ἡ γλῶττα, καὶ ὅτι οὐκ ἂν σιωπήσειεν, οὐδ’ εἰ χελιδόνων δόξειεν εἶναι λαλίστερος. Das erste Bild, etwas ausgeschmückt, könnte auch bei Aristophanes passen, zumal ein dem zweiten ähnliches (mit der ‚thrakischen Schwalbe‘) in den Fröschen einem Vergleich dient (680f.).

Die Textgestaltung ist genau und mustergültig, die Papyri kontrolliert oder neu gelesen, die Übersetzung hilfreich, die zusätzlichen Angaben umfassend. Der ausführliche Kommentar bietet alle Informationen zum Text und den Möglichkeiten der Lesungen und Sachinformationen zu den behandelten Personen, vor allem zu Euripides, den Tragödienfragmenten und deren Einordnung und Interpretation, aber auch viele Einzelbeobachtungen zur Gattung der Biographie und zu Entsprechungen mit dem Denken des Peripatos, den verwässerten philosophischen Grundlagen eines gebildeten Biographen ebenso wie zu einigen Eigenheiten des Autors – erstaunlich bei der zerstörten Textfolge, und in jedem Fall weiterführend. Es ist so gleichzeitig mit der Textausgabe und dem Kommentar eine über die ursprüngliche Zielsetzung einer von Klaus Döring und Rudolf Riex betreuten Bamberger Dissertation aus dem Jahr 2002 hinausgehende, ausgezeichnet dokumentierte Monographie über die literarische Form der Biographie im Hellenismus und über literarische Gebrauchsformen entstanden. Dank und Anerkennung auch dem Verlag für die edle Gestaltung und die schöne Ausstattung des Buches!

Herbert Bannert

John V a i o, *The Mythiambi of Babrius. Notes on the Constitution of the Text.* Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2001. LIV, 176 S. (Spudasmata. 83.) ISBN 3-487-11438-0

Die Mythiambi des Babrios, angeblich in 10 Büchern veröffentlicht, sind sowohl in ihrer Anordnung als auch im Textbestand in ungewöhnlicher Unordnung überliefert. Jeder Hg. steht vor dem Problem, nicht nur einen mit vielen Varianten und auch in Doppelfassungen bezugten Text festzulegen, auch Fragen der Anordnung der Gedichte, der Wertung der Hss., verschiedener Bearbeitungen (es stellt sich auch das Problem einer zweiten Auflage – von V. als unbeweisbar angesehen) und der problematischen metrischen Form mancher Hinkjamben sind zu klären, und letztlich fehlt auch eine Kommentierung der Fabeln.

Für den ersten Prolog und 87 der 143 in den Editionen verzeichneten Stücke des Babrios bietet V. eine gründliche Untersuchung des Texts aufgrund einer neuen Kollation der Papyri und Hss. (auch der berühmten *Tabulae ceratae Assendelftianae*) und der bei Babrios besonders schwierig zu beurteilenden sekundären Überlieferung (Suda, Gnomologien, Paraphrasen) – nach und in weiterführender Analyse der neuesten Ausgabe, der Teubneriana von Antonio L a P e n n a und Maria Jagoda L u z z a t o (Leipzig 1986, vgl. WSt. 109 [1996], 295); für diese Stücke begründet und erstellt V. im Hauptteil der Arbeit in ausführlicher Darlegung jeweils einen von früheren Ausgaben oft erheblich abweichenden Text. Besonderes Augenmerk gilt der Frage der Interpolationen, die oft ganze Verse ausmachen und so gelegentlich zu Doppelfassungen führen, und der Echtheit der Epimythien, die V. zum ersten Mal konsequent zum Erkennen von Hss.verwandtschaften heranzieht. Die sorgfältige Durcharbeitung der behandelten Mythiambi bietet auch Interpretationen und eine Zusammenfassung der Ergebnisse. V. kombiniert so eine textkritische Untersuchung, gestaltet in der Art einer umfassenden Praefatio, mit einem Kommentar. – S. auch die ausführliche Rez. von Victoria J e n n i n g s, Bryn Mawr Classical Review 2002.05.41. Herbert Bannert

Jesper S v e n b r o, Phrasikleia. Anthropologie des Lesens im alten Griechenland. Aus dem Französischen von Peter G e b l e. München: Wilhelm Fink Verlag 2005. 218 S. Ill. ISBN 3-7705-3973-7

S. beschreibt in dieser (ursprünglich 1988 erschienenen, 1993 von der Cornell University Press auch in englischer Übersetzung publizierten) Sammlung von Aufsätzen die Interaktion zwischen Schreiben und Lesen, oder, anders gesagt: er stellt die Frage nach der Bedeutung der Schrift und den Auswirkungen der Schriftlichkeit aus der Gegenrichtung, der untrennbar damit verbundenen, aber selten gestellten Frage nach den Vorbedingungen des Lesens und des Lesers. Gelesenes wird in die Welt gesetzt, wenn man es ausspricht, das gesprochene Wort, das Gesagte, kann, ganz im Sinne des Ovidischen *heu, semel emissum volat irrevocabile verbum*, nicht mehr zurückgenommen werden, wenn ein Hörer das Mitgeteilte aufgenommen hat. Die Schrift erhält Leben durch das Lesen, das ‚laut‘ Lesen, doch gleichzeitig existiert – jedenfalls seit dem Aufkommen des ‚leise‘ oder ‚für sich‘ Lesens – eine schwebende Verschiebung der Wahrnehmung des Schreib- und des Leseaktes hin zum Schreiben als dem ‚aktiven‘ und dem Lesen als dem Teil, der ‚passiv‘ bleibt. Im letzten Kapitel des Buches, „Leser und Eromenos. Das päderastische Paradigma der Schrift“, führt S. alle Fäden zusammen und erklärt am Beispiel von Platons Phaidros den tieferen Sinn dieses auffälligen, für das Selbstverständnis der Griechen konstitutiven Paradigmas, der Rolle des gebenden, aktiven Schreibenden und der des empfangenden, gewähren lassenden, passiven Lesers auch für die neutrale, jede persönliche Freiheit bewahrende Rolle des grundsätzlich zuhörenden, nichts Schriftliches fixierenden Sokrates und der Überwindung dieser Haltung durch Platon, der freilich alle die bekannten Vorkehrungen trifft und treffen muss, um einen Missbrauch des festgelegten Wortlauts zu unterbinden. (Das Postulat von Jacques D e r r i d a, „dass die abendländische Philosophie auf einen Vatermord gegründet sei – den von Sokrates, der nicht schreibt, durch Platon, der schreibt, was Sokrates sagte“ [190 Anm. 98], das in manchen Kreisen unkritisch geschätzt und verwendet wird, ist dadurch zusätzlich widerlegt. Auch zu Nietzsche ließe sich manches anfügen ...! – Zur Etymologie und Deutung der griechischen Verben für ‚lesen‘ und zur Interpretation des Phaidros liegt außerdem vor: J. S v e n b r o, Ameisenwege. Figuren der Schrift und des Lesens in der griechischen Antike, Graz: M. Droschl 1999.)

S. schließt an sein wichtiges Buch *La parole et le marbre. Aux origines de la poésie grecque*, Lund 1976, in dem die Ursprünge des dichterischen Singens und Sagens behandelt wurden, an und behandelt die Ursprünge des Sagens und Schreibens. Exemplarisch zeigt S. im ersten Kapitel, „Phrasikleia. Von der Stille zum Laut“, an der in Myrrhinous bei Athen gefundenen Grabstatue der Phrasikleia (540 v. Chr.) und der zugehörigen Inschriftenbasis die Wechselwirkung zwischen Sehen und Sprechen, denn der Gesamtsinn der Mitteilungen in verbaler und non-verbaler Kommunikation erschließt sich erst aus dem Zusammenwirken von Bild und Schrift, sprechendem Namen, lautem Lesen und symbolischer Deutung (die von dem Mädchen vor die Brust gehaltene Lotusknospe impliziert zusätzliche Informationen durch die ‚Sprache der Blumen‘ – s. dazu weiter unten). Am Beispiel der ältesten griechischen Inschriften (vor 600 v. Chr.) zeigt S. dann die Herausbildung des Sprechakts, wenn lautes Lesen einer Inschrift zur Übernahme der Rolle des Sprechers wird („Ich bin ...“). – Von hier aus scheint auch die Ergänzung ε(ι)μί in der Ritzinschrift des Nestorbechers von Pithekussai unumgänglich. Die Inschrift ΦΑΝΟΣ ΕΜΙ ΣΕΜΑ auf der ältesten griechischen Münze, dem Elektronstater von Ephesos aus dem 7. Jh. v. Chr., gehört, wohl zur Signierung des Eigentums und damit zum ersten Mal zur Kennzeichnung eines außerpersönlichen Wertgegenstands, in den weiteren Kontext; vgl. 41f. Anm. 65). Weiter untersucht S. die Bedeutung des Eigennamens, die Individualisierung des Einzelnen mit dem ihm ‚eingeschriebenen‘ Zeichen („Das Neugeborene stellt eine ‚Schreibfläche‘ dar, in die sich der Beiname oder der Name eines Elternteils einschreiben läßt.“: 77) und zur Bewahrung des κλέος der Vorfahren, wenn die Namen Entsprechendes zum Ausdruck bringen. Diese Funktion, so S., übernimmt aber im Grunde auch das sprechende Grabmonument, denn es bewahrt den Namen durch immerwährende Wiederholung, durch Neubelebung in jedem (lauten) Leseakt (ἀναγιγνώσκειν). In einem weiteren Kapitel, „*Nómos*, ‚Exegese‘, Lesen. Die lesende Stimme und das Gesetz“, werden diese Erkenntnisse folgerichtig auch auf die Wirksamkeit des νόμος ausgeweitet, der erst Gültigkeit erhält, in die Welt tritt, wenn der Text laut gelesen und gesprochen, also den Rezipienten mitgeteilt, ‚zugeteilt‘ wird (νέμειν). Solons Gesetze existieren schriftlich; aber erst, wenn das Immerwährende der schriftlichen Fixierung – laut gelesen – auf einen einzelnen Fall angewandt wird, erhalten sie absolut gültige Existenz: νόμος βασιλεύς. (Es ergibt sich daraus auch ein Hinweis auf die richtige Lesart von Homer, Il. 20,249, Hymn. Apoll. 20, und Hesiod, Erga 403.)

Eine bemerkenswert konkrete Umsetzung hat die Vorstellung von der Belebung der Schriftzeichen durch lautes Lesen in der Figur des Epimenides von Kreta erfahren, der Athen nach dem Kylonischen Frevel und der Vertreibung der Alkmeoniden entsühnt und in weiterer Sicht also auch die schriftlichen Gesetze des Solon ermöglicht hat (124ff.). Der Körper des Epimenides wurde, einem Orakelspruch folgend, von den Spartanern aufbewahrt, und seine Haut war bedeckt mit eintätowierten Schriftzeichen (Suda s. v. Epimenides = Epimenides A 1 DK). Doch Epimenides ist nicht tot, sondern dank einer bestimmten Atemtechnik kann er seinen Körper in jahrelangen Schlaf versetzen, und er erwacht, wenn die Texte auf seinem Körper laut gelesen werden: Das ‚Beleben‘ des Textes belebt den Verfasser und Träger der Schrift im Wortsinn. Die Vorstellung der Dauer im Neuerwecken durch den Vorgang des Lesens entwickelt S. weiter und interpretiert, sehr überraschend, das Sappho-Gedicht φαίνεται μοι κήνος (fr. 31), ganz im Sinne der den Grabinschriften zugrunde liegenden Vorstellungen, als Metapher für das Verfassen und Rezipieren eines Textes: die Dreiecksituation ist in diesem Fall gegeben durch die Dichterin (‚ich‘), den Text (die weibliche Person, Vers 3/4, ist das Gedicht selbst, die Tochter der Dichterin), und den Leser (er‘, κήνος). Über ihren Tod hinaus spricht also die Dichterin jeweils zum Leser, oder besser, jeder Leser verhilft der Tochter der Dichterin zu neuem Leben. Im Sinne Platons ist dies dann das Hinterlassen wahrer Kinder, deren Leben durch Lesen erneuert wird. Der ‚ewige Leser‘ ist den Göttern

gleich, denn er wird niemals vergehen. Der Eifersucht signalisierende Ton des Gedichts (das S. für vollständig hält: 145) ist dadurch begründet, dass die Dichterin nicht mehr sein wird, wenn Leser immer wieder ihre ‚Tochter‘ heiraten werden (vorausgesetzt ist die von B. Snell und W. Schadewaldt ausgehende, nicht unumstrittene Deutung von fr. 31 als Hochzeitslied; vgl. auch Anz. f. d. Altertumswiss. 44 [1991], 154–156). Die Möglichkeit, das Gedicht allegorisch zu deuten, leitet S. aus der Allegorie vom Staatsschiff im Gedicht fr. 326 LP des Alkaios her, vor allem aber aus der bei Athenaios überlieferten Rätsel-Allegorie aus der Sappho-Komödie des Antiphanes (fr. 196 Kock), deren Grundlage S. in dem Gedicht fr. 31 zu erkennen glaubt.

Vorausgesetzt ist in jedem Fall ‚lautes‘ Lesen. Wann das stille Lesen, das ‚Lesen im Kopf‘, wie es bei S. heißt, aufgekommen ist, kann wohl nicht gesagt werden. Den ersten belegten Vorgang eines ‚leise‘ gelesenen Textes können wir direkt miterleben: Im Hippolytos des Euripides aus dem Jahr 428 v. Chr. liest Theseus die Mitteilung auf der Schreibtafel, die an Phaidras erschlafener Hand hängt, während einer Chorpartie für sich, und fasst dann den Inhalt des Gelesenen zusammen: $\beta\omicron\tilde{\alpha}\ \beta\omicron\tilde{\alpha}\ \delta\acute{\epsilon}\lambda\tau\omicron\varsigma\ \acute{\alpha}\lambda\alpha\sigma\tau\alpha$ (Hippolytos 877, aus den Versen 856–886; vgl. Aristophanes, Ritter 415ff., aus dem Jahr 424). Die Schlussfolgerung, die S. zieht: Erst mit dem Aufkommen der Tragödie und des Vortrags vorher auswendig gelernter Sprechtexte vor einem schweigenden, nicht antwortenden Publikum, also etwa nach der Mitte des 6. Jh., kann man davon ausgehen, dass sich auch die Technik des stillen Lesens verbreitet hat (156f.). Der Tragödiendichter, der zunächst selbst sein Protagonist war, handelt also in einer Art verzögerten Sprechens, wenn er zuerst aufschreibt und dann auswendig lernt, was er bei der Aufführung vorträgt; doch schon die Texte der Chorpartien, später dann die des zweiten und dritten Schauspielers müssen (laut) gelesen erfasst, still verinnerlicht, und dann wieder zum Sagen erweckt werden.

Die Aktivierung des Geschriebenen, das $\acute{\alpha}\nu\alpha\gamma\iota\gamma\acute{\nu}\omega\sigma\kappa\epsilon\upsilon\iota$ beim lauten Lesen, hat der Komödiendichter Kallias offensichtlich in der Form einer parodierten Schulszene gestaltet, bei der die 24 Buchstaben des jonischen Alphabets als Schülerinnen und Schüler auftreten, sich einzeln vorstellen und dann, mit Einzelstimmen im Chor, vielleicht abwechselnd als Lautgeber, Worte bilden, die in dieser Form der Aneinanderreihung natürlich unverständlich bleiben mussten (166ff.). Die Persiflage auf Alphabet und Rechtschreibung, die mit der Reform des Jahres 403 v. Chr. in Zusammenhang steht, war so gleichzeitig ein Lehrstück über Schreiben, Lesen und Verständnis beim Lesen (dass wir die Bedeutung von $\psi\acute{\alpha}\omega = \psi\acute{\alpha}\omega\omega$ im Zusammenhang mit der gezeichneten oder pantomimisch dargebotenen Form der Buchstaben Ψ und Ω nicht kennen, stimmt freilich nicht ganz: 168! – Vgl. auch E. Pöhlmann, Die ABC-Komödie des Kallias, in: E. Pöhlmann, Studien zur Bühnendichtung und zum Theaterbau der Antike, Frankfurt am Main 1995, 179–186). Und schließlich sieht S., wie angekündigt, alle Überlegungen und Interpretationen, Andeutungen und kulturhistorischen Gegebenheiten in den Gesprächen in Platons Phaidros vereint.

Ein lehrreiches, weiterführendes, urtümliche Zusammenhänge aufzeigendes Buch; für die Eröffnung oft ungewöhnlicher Perspektiven muss man dem Autor, gelegentlich mit erfreuter Zustimmung, gelegentlich mit ungläubiger Skepsis, herzlich danken.

Ergänzung zur Lotusknospe in der Hand der Phrasikleia (26): Bei F. Garcia Lorca, am Anfang des ersten Aktes von ‚Doña Rosita bleibt ledig oder Die Sprache der Blumen‘, liest der ‚Onkel‘ aus einem mit Abbildungen versehenen Buch der ‚Tante‘ die Charakteristik der nur einen einzigen Tag zur Blüte entfalteten *Rosa mutabilis* vor: „Wenn sie sich am Morgen öffnet, ist sie rot wie Blut; der Tau netzt sie nicht aus Furcht zu brennen. Ist die Blüte mittags offen, dann ist hart sie wie Koralle. ... Bläst die Nacht ihr sanftes Horn aus Metall und kommen Sterne ... fängt sie an, sich zu entblättern.“ (Übersetzung von Enrique Beck). Am Ende des ersten Aktes liest Doña Rosita aus demselben Buch dieselben Verse (die in manchen

Variationen auch später leitmotivisch wiederkehren): durch lautes Lesen, geformt aus Worten, entsteht im Lied das Bild, das für die Lesende Symbol und Spiegel sein wird!

Doña Rosita la soltera, o el lenguaje de las flores (1935): Cuando se abre en la mañana / roja como sangre está; / el rocío no la toca / porque se teme quemar. / Abierta en el mediodía / es dura como el coral, / el sol se asoma a los vidrios / para verla relumbrar. / Cuando en las ramas empiezan / los pájaros a cantar / y se desmaya la tarde / en las violetas del mar, / se pone blanca, con blanco / de una mejilla de sal; / y cuando toca la noche / blando cuerno de metal / y las estrellas avanzan / mientras los aires se van, / en la raya de lo oscuro / se comienza a deshojar.
Herbert Bannert

* * *

Bardo Maria G a u l y, *Senecas Naturales Quaestiones*. Naturphilosophie für die römische Kaiserzeit. München: C. H. Beck 2004. 304 S. (Zetemata. 122.) ISBN 3-406-5234-8 ISSN 1610-4199

Die Publikation einer neuen Monographie über die *Naturales Quaestiones* ist vor allem dann zu begrüßen, wenn sie neben Detailerkenntnissen auch Ansätze zur Lösung der großen Grundfragen vorstellt, die Senecas Spätschrift der modernen Forschung in mancherlei Hinsicht bereitet hat (hpts. Fragen nach der philosophischen Positionierung des Autors, der Struktur des Werks und seiner authentischen Buchabfolge sowie der literarischen Intentionen). Diese Absicht verfolgt G. in seiner nunmehr im Druck vorliegenden Habilitationsschrift; die Arbeit verdient ungeachtet einzelner Kritikpunkte Anerkennung.

Im einleitenden Überblick über den Stand der Forschung legt G. die Schwerpunkte auf Datierung, philosophiegeschichtliche Verortung und die Traditionslinien philosophischer Literatur. Im folgenden Kapitel wird das leidige Problem der Buchfolge erörtert. G. schließt sich hierin H i n e an, der von der Erkenntnis ausgegangen war, die in einem Gutteil der Handschriften erhaltene so genannte *Grandinem*-Abfolge (d. h. nach traditioneller Zählung: 4b, 5, 6, 7, 1, 2, 3, 4a) bewahre den Zustand des Archetypus. Darüber hinaus aber schloss er aus den Titeln, die in mehreren Codices unterschiedlicher Familien den einzelnen Büchern vorangestellt sind (die Bücher 4b–7, 1–4a sind als 3–10 gezählt), dass bereits im Archetypus die authentische Buchfolge gestört war. H i n e s Folgerung, die Reihe habe ursprünglich 3, 4a, 4b, 5, 6, 7, 1, 2 gelautet und die praefatio zu Buch 3 sei jene zum gesamten Werk, ist allerdings nicht über alle Zweifel erhaben, vor allem deshalb, weil ein derart starkes Abgehen vom Überlieferungsbestand dem Stemma eine Beweiskraft zuschreibt, die dieses, wenn überhaupt, nur dann haben könnte, wenn für die fragliche Zählung keine andere Erklärung gefunden werden kann. Das ist aber nicht der Fall: Sowohl der Ausfall zweier Bücher vor dem seinerseits am Beginn fragmentierten Buch 4b (dies wurde von H i n e erwogen) als auch eine simple handschriftliche Kontamination der die genannte Zählung enthaltenden Handschriften mit jenen der Familie δ (das sind Codices mit der *Quantum*-Abfolge, die Buch 4a nicht überliefern und daher im Explicit von 4b dieses Buch als drittes bezeichnen) sind denkbar. Auch die Analyse der praefatio von Buch 3, die G. in seinem Kapitel 4.1 vornimmt, enthält keinen sicheren Beweis für die behauptete Funktion, Praefatio der gesamten Schrift zu sein: Senecas Worte *fundamenta ponam* (3 praef. 1), von G. (56) in Nachfolge H i n e s dahingehend interpretiert, dass sie nur am Anfang des Werks sinnvoll stünden, können das literarische Unternehmen der nat. auch mitten aus dem Schaffensprozess heraus bezeichnen und sind ebenso wenig an den Werkanfang gebunden wie die Definition des Themas in 1 praef. Ein non liquet scheint immer noch angebracht zu sein.

Neben der Praefatio zu Buch 3 beschäftigt sich G. ausführlich mit jener zu Buch 1; hier liegt G.s Hauptinteresse auf nicht-stoischen Konzepten, auf welche bereits D o n i n i 1979 hingewiesen hat. Mit diesem Kapitel leistet der Autor einen wichtigen Beitrag zum Erfassen der undogmatischen Haltung Senecas gegenüber der stoischen Lehre, ein Beitrag, der für das andere große Spätwerk, die *epistulae*, fruchtbar gemacht werden kann. Für G. ist die *hpts.* in I praef. vorliegende, letztlich platonische Abwertung des Irdisch-Leiblichen mit den historisch-geistigen Gegebenheiten der Mitte des 1. Jh. verbunden; dem Nachweis dieser Hypothese nähert er sich auf zwei Wegen: Zuerst (Kap. 5) spürt er Anspielungen auf Zeitgenössisches nach. Die Ambivalenz der Schmeicheleien gegenüber Nero wird sehr überzeugend argumentiert; sie eröffnet einen Einblick in die literarischen Strategien des beim Kaiser in Ungnade Gefallenen. Bei der Analyse möglicher zeitpolitischer Anspielungen schießt G. bisweilen übers Ziel. In einer Datierungsangabe auf das Jahr 46 durch Nennung nur eines der beiden Konsuln einen subtilen Hinweis auf Neros Grausamkeit zu sehen (203) – der nicht genannte Konsul war zwischenzeitlich Agrippina zum Opfer gefallen –, ist nur dann nachvollziehbar und sinnvoll, wenn der Princeps im weiteren Kontext eine Rolle spielt, was aber nicht der Fall ist. Vergleichbar damit lässt sich auch in 3 praef. 5 keine Anspielung auf Nero erkennen (256ff.): Die Gegenüberstellung von moralphilosophischer und historiographischer literarischer Produktion kontrastiert die *acta regum externorum* (als Thema der letzteren) mit den *propria mala* (als Thema der ersteren). Eine Assoziation zu Nero müsste über die Vorstellung des Kaisers als *rex internorum* laufen und kann daher nicht intendiert sein: Herrscher über das eigene Innere kann für den Moralphilosophen nur allgemein der Mensch als Lenker seines Lebens sein. Auch hinter Alexander d. Gr., der in historischen Exkursen und als moralisches Exemplum angeführt wird, jeweils Nero zu vermuten, entbehrt einer sicheren Grundlage. Eine solche vermögen auch Lucans Imitationen von *nat.* nicht zu liefern (so 199ff.; 206): Wenn dieser zwei Passagen aus *nat.* über Alexander auf Nero ummünzt, ist daraus keineswegs zwingend zu schließen, dass die Identifizierung der beiden Herrscher schon bei Seneca angelegt sei.

Wichtig hingegen und wegweisend ist das Kapitel „Die Naherwartung“ (253ff.), in dem G. zeigt, wie wenig Senecas These zur stoischen Tradition passt, die seit Urzeiten gleich ablaufenden Naturvorgänge seien Vorboten des nahenden Weltendes; dieses sieht Seneca nicht unter dem positiven Aspekt des Neu-Werdens des Kosmos, sondern dem des Strafgerichts, ein Konzept, das nach G. in Zusammenhang mit Erfahrungen der Gefährdetheit des Individuums unter unerträglichen politischen Umständen steht. Zu untersuchen bleibt, ob sich auch hierin zeigt, dass Seneca Lukrez verpflichtet ist: Der Schrecken, den dort die Schlusserzählung über die Pest in Athen provozieren will, um den Leser auf das (in den vorangegangenen Büchern vermittelte) Wissen um die rettende Philosophie zu verweisen, könnte von Seneca als didaktisches Konzept übernommen worden sein.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, dass G.s Methoden und Ergebnisse, mögen sie auch nicht in jedem Detail überzeugen, doch ganz sicher anregend sind und eine Diskussion in Gang halten können, welche die *Naturales Quaestiones* verdient haben. *Dorothea Weber*

* * *

Lexikon des Hellenismus. Herausgegeben von Hatto H. S c h m i t t und Ernst V o g t. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2005. XII, 1232 Sp. 365 Abb. ISBN 3-477-04842-5

Das ‚Kleine Wörterbuch des Hellenismus‘, 1988 erstmals und dann unter dem Titel ‚Kleines Lexikon des Hellenismus‘ erweitert in zweiter Auflage 1993 erschienen, liegt jetzt in

doppeltem Umfang und mit verkürztem Titel neu bearbeitet vor. „Das ‚Lexikon des Hellenismus‘ versucht, ein umfassendes Bild der vielfältigen Strömungen in Geschichte und Politik, Literatur, Philosophie, Religion, Kunst, Naturwissenschaften, Medizin, Kulturgeschichte und Alltagsleben im Zeitalter des Hellenismus zu zeichnen.“ (VII). Die zeitliche Abgrenzung ist mit etwa der Mitte des vierten bis zum späten ersten Jh. v. Chr. gewählt; die Zeittafel reicht von „359 Philipp (II.) Regent in Makedonien“ bis 63 n. Chr. „Ende des Kgr. Pontos: röm. Provinz“ (1137 und 1146). Kultur- und Geistesgeschichte wurden verständlicherweise weniger streng dieser Zeitabgrenzung unterworfen. Ein umfangreiches Register dient der Orientierung und hilft, Querverweisen zu folgen; das ausführliche Abbildungsverzeichnis bietet ergänzende Kommentare und die für eine Auswertung des Gebotenen erforderlichen Erklärungen zu den Münzphotos (in Originalgröße). 45 Autoren sorgen und bürgen gemeinsam mit den Herausgebern für den Umfang und die Qualität der Einzelartikel, die sorgfältig gearbeitet und mit ausladenden und übersichtlich gestalteten Anmerkungen und Quellennachweisen versehen sind.

Den Möglichkeiten des vergrößerten Konzepts entsprechend wurden vor allem im Bereich der Literatur die Darstellungen erweitert (z. B. der Artikel über Platons ‚Akademie‘ von C. W. Müller, der in knapper Form eine Gesamtgeschichte der Schule skizziert, ebenso ‚Peripatos‘ mit einem Überblick über die Entwicklung der Schule von Fritz Wehrli und Ernst Vogt) und aus den früheren Gesamtdarstellungen etwa 40 Einzelartikel über Autoren herausgezogen (der Artikel ‚Aristoteles‘ bietet so auch eine Geschichte des Corpus Aristotelicum in hellenistischer Zeit; es überrascht, dass ein Artikel ‚Demosthenes‘ – bei gleichen Lebensdaten! – fehlt und auch andere Redner nur über den Index in Sammelartikeln zu finden sind). Sehr nützlich ist, dass für die Kenntnis der hellenistischen Geschichte nicht nur Epochenartikel ausgearbeitet wurden, sondern auch einzelne Herrscher und Herrscherfamilien mit ausführlichen Stammbäumen vorgeführt werden. Die Artikel über Städte und Landschaften (Athen, Alexandria, Milet, u. a.) sind, soweit möglich, mit Stadt- und Ausgrabungsplänen und Angaben über die wichtigsten Fundstücke ausgestattet; dazu treten übergeordnete Informationen, in diesem Fall der Art. ‚Stadt, Polis‘. Die Entwicklung der Einzelwissenschaften schließlich wird in Art. wie ‚Architektur‘, ‚Astronomie‘, ‚Mathematik‘, ‚Mechanik‘, ‚Medizin‘, ‚Philosophie‘ abgehandelt. Daneben stehen dann noch zusammenfassende Darstellungen zur Kunstgeschichte und Archäologie (‚Plastik‘). Alle Art. bleiben – bei guter Trennung der Informationen in Darstellung, Belegstellen, Sekundärliteratur – übersichtlich und sind nicht zu lang, so dass die wesentlichen Informationen geboten werden und die Darstellung sich nicht in Einzelproblemen verliert.

Man weiß, wie schwer es ist, ein derart umfassendes, dennoch knapp und genau informierendes Werk zu planen und mit vielen Mitarbeitern durchzuführen. Mit dem ‚Lexikon des Hellenismus‘ wurde eine ausgewogene Gesamtdarstellung geschaffen und, sieht man von einigen Unebenheiten ab, die sich vielleicht auch aus der Ausweitung einer vorliegenden, anders gearteten Konzeption ergeben haben, ein umfassendes, übersichtlich gestaltetes und illustriertes Werk vorgelegt, das den Zugang zu einer trotz allem im Schatten verbliebenen, mehr besprochenen als durchleuchteten Periode anregt und ermöglicht. *Herbert Bannert*

Raimund Schulz, *Die Antike und das Meer*. Darmstadt: Primus Verlag 2005. 256 S. 10 Abb. ISBN 3-89678-256-8

Das Ziel des Buches ist eine Darstellung des Zugangs der Griechen zum Meer, in umfassender Bedeutung des Wortes und buchstäblich des ‚Zugangs‘, denn es wurden, so S., bisher meist nur einzelne Aspekte des Themas untersucht: „Das Verhältnis der Antike zum Meer ist somit ein Thema von großer historischer Bedeutung. Dennoch existiert bisher keine

Gesamtdarstellung, welche die Bedeutung des Meeres für die politische, wirtschaftliche sowie kulturelle und mentalitätsgeschichtliche Entwicklung der Antike zu erfassen sucht.“ (9). Mit gutem Grund, möchte man meinen, denn wer sollte das alles auf einmal erfassen können? (Die Bedeutung der beiden letzten Punkte für das Denken der Griechen früh herausgearbeitet zu haben ist das bleibende Verdienst von Albin L e s k y, *Thalatta. Der Weg der Griechen zum Meer*, Wien 1947). S. kann seinem Anspruch letztlich auch nicht gerecht werden, denn aufs Ganze gesehen ist die Darstellung zu sehr an äußeren Ereignissen orientiert und besteht im wesentlichen aus einem Abriss der Geschichte der Eroberung der Meere durch die Griechen, besonders die Athener im Zuge der Abwehr der Perser, also einem Überblick über die griechische Geschichte, eingeengt auf eine der militärischen Seefahrt im 5. Jh., und einer Darstellung der Nutzung der Flotte und des Meers in der römischen Republik. Die historischen Berichte sind gedrängt, die Darstellung erfolgt im Zeit- und Seitenraffer. Da bleibt dann manches oberflächlich und nichts sagend, mit Sätzen wie „Auch Massilia profitierte von seiner günstigen Lage an der Rhonemündung und war Anziehungspunkt für zahlreiche Kaufleute, die den lukrativen Handel mit den nördlichen Ländern und ihren Produkten, in erster Linie Fellen, Sklaven und wertvollen Mineralien wie Zinn, pflegten.“ – im nächsten Absatz geht es zwischendurch mit Euthymenes zur Mündung des Senegal, dann mit Pytheas wieder von Massilia zum nördlichen Okeanos und nach Cornwall und nach Thule und nach Jütland, Helgoland und zurück in die Biscaya (147), und eben zuvor war noch die Rede vom „östlichen Mittelmeerraum“ (146) und vom Kaspischen Meer und der vermeintlichen Nordpassage nach Indien (146/147). Das geht dann auf zwei Seiten doch etwas zu rasch, und es gibt keine Übersichtskarte, an der man sich orientieren könnte.

„Eine wichtige Voraussetzung für den Drang der antiken Menschen auf das Meer wie für den maritimen Austausch sind die geographischen Bedingungen.“ (14) – Sätze wie diesen liest man ebenso häufig wie ungern. Es gibt viele derartige Ungenauigkeiten, etliche Missverständnisse und Versehen, über die man nicht hinwegsehen kann, weil sie sinnstörend sind. Gleich in der Einleitung heißt es: „... noch Cicero zählt die Sicherheit des *cursus maritimi* zu den wesentlichen Bestandteilen der Seeherrschaft des Pompeius“ (10). Als Quelle angegeben ist „Cic. prov. 31“ (226 Anm. 3). Dort, in der Rede *De provinciis consularibus*, steht der Plural, und die Mitteilung dient der Behauptung, Pompeius habe das Mittelmeer vom Oceanus bis zum hintersten Pontus für die Römer beherrschbar gemacht wie einen einzigen großen Hafen: dies ist eigentlich ein Beleg für die im nächsten Abschnitt („Handel zur See“) mitgeteilten Voraussetzungen für den Seehandel. Und weiter: In der *Odyssee* teilt Odysseus die Prophezeiung des Teiresias nicht seiner „verdutzten Gemahlin“ mit (28), sondern die Reaktion der Penelope entspricht tiefem Glauben und griechischer Weltauffassung: Penelope versichert ihm, dass sein wieder gefundenes Bett in seinem wieder gefundenen Heim immer für ihn bereit sein wird (εὐνή μὲν δὴ σοί γε τότ’ ἔσσειται, ὅππότε θυμῷ σὺ ἐθέλῃς, 23, 256/257), und sie hofft zum Trost für Odysseus auf noch spätere Zeit (23, 286f.): „Wenn wirklich die Götter wenigstens ein besseres Alter gewähren, dann gibt’s Hoffnung für dich, später von allen Problemen befreit zu sein.“ – Auch „rafft“ Odysseus sich nicht „endlich auf“, um sich ein Floß zu zimmern und die „traurige Nymphe“ zu verlassen, sondern das genaue Gegenteil: Er sitzt Tag für Tag am äußersten Ufer der Insel, blickt auf das Meer und „sehnt sich danach, auch nur den Rauch aufsteigen zu sehen von seinem Land“, und erst das Eingreifen der Athene, die Zeus bewegt, Hermes zu Kalypso zu senden mit dem Auftrag, Odysseus freizugeben, bringt Bewegung in die Situation usw.; Kalypso ist außerdem keine „liebeslüsterne Zauberin“, und „es bedarf“ nicht „eines ausgemachten Helden wie Odysseus, um die Phäaken dazu zu veranlassen, ihn auf ihren Wunderschiffen in die Heimat zurückkehren zu lassen“, denn dies ist die Aufgabe der Leute auf der Insel Scheria (212). Oder: Die Griechen haben vielleicht „die Bauweise der phönizischen Handelsschiffe übernommen“,

sicher aber haben sie die phönizische Schrift (und nicht die phönizische Sprache) adaptiert (23), und Athen liegt ca. 100 km östlich von Korinth (59), Knidos ist keine Insel (134), die Seuche in Athen wurde nicht „aus dem Osten“ eingeschleppt (118), sondern kam, wie Thukydides berichtet, aus dem Süden (aus Äthiopien über Ägypten: 2, 48, 1/2). Gelegentlich zitiert sind Sätze von „Secundus dem Schweigsamen“, als wäre der athenische Philosoph aus hadrianischer Zeit, dessen legendenhaft ausgeschmückte Lebensbeschreibung später zusammen mit Sammlungen von Sprichwörtern und Lebensweisheiten sehr beliebt war, eine allgemein bekannte Quelle – kein Wort erklärt die Hintergründe und Zusammenhänge (z. B. 209 und 215, die zitierten Belege 237 Anm. 14 und 237 Anm. 38 führen nicht weiter; vgl. zuletzt Oliver Overwien, *Secundus der schweigende Philosoph: Ein Leben zwischen Mythos und Kosmos*, Würzburger Jahrbücher 28b [2004], 105–129).

Woher das alles kommt, weiß ich nicht, keinesfalls aber aus der Auswertung der Texte selbst (keine der benutzten Übersetzungen ist übrigens nachgewiesen). Vielleicht ist das für den Zusammenhang der Darstellung bei S. nicht so wichtig. Aber warum werden Quellen als Belege zitiert, die nicht genau gelesen und dennoch oft frei weitergesponnen werden?

Das Thema ‚Die Antike und das Meer‘ ist nicht befriedigend abgehandelt, das Buch kann die Ankündigungen des Verfassers nicht erfüllen, und auch die Sammlung der Quellenstellen ist zu fehlerhaft, um eine sichere Auswertung zu gewährleisten: zu viele Zitate, die letztlich wenig Text ergeben.

Herbert Bannert

* * *

Wolfgang Kirsch, *Laudes Sanctorum. Geschichte der hagiographischen Versepeik vom IV. bis X. Jahrhundert. Erster Halbband (in zwei Teilbänden): Ansätze (IV. – VIII. Jahrhundert)*. Stuttgart: Hiersemann 2004. XIV, 496 S. (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters. 14.) ISBN 3-7772-0402-1 (Band 14) 3-7772-0404-8 (Band 14, 1. Halbband, 1. Teil) 3-7772-0411-0 (Band 14, 1. Halbband, 2. Teil)

Wolfgang Kirschs Werk würde auch dann zum Pflichtbestand jeder philologisch, historisch oder theologisch orientierten Bibliothek gehören, wenn die selbst gestellte Aufgabe, einen Überblick über die Entwicklung der hagiographischen Versepeik und die Positionierung der sich konstituierenden Gattung im Beziehungsgeflecht zu anderen christlichen Literaturformen zu bieten, schlechter, unausgewogener, lückenhafter gelöst worden wäre: So sehr schließt es als Desiderat eine Lücke, die kaum weniger schmerzlich empfunden werden musste als etwa auf dem nahe verwandten Feld der Biblepeik das nach dem Torso gebliebenen Werk Reinhart Herzogs erst recht augenfällige Fehlen eines zuverlässigen gattungsgeschichtlichen Referenzwerkes. So aber präsentiert sich dem Leser in dem nun vorliegenden ersten („Ansätze. IV. – VIII. Jahrhundert“) von geplanten zwei Halbbänden noch dazu eine in jeder Hinsicht geglückte Leistung, die in ihrer Art wohl über Jahrzehnte hinaus schwerlich zu überbieten sein wird. Wohlgemerkt: K. bringt im Großen und Ganzen kaum neue Ergebnisse, sondern sammelt mit beachtlicher Sorgfalt das bisher Erreichte, oft schwer zu Überblickende oder auch nur Aufzuspürende, legt es in klarer, auch dem Nichtphilologen verständlicher Sprache dar und zieht so durch die Vielzahl der einzelnen Forschungsstränge gleichsam einen neuen Boden, der sich für künftige Betätigungen auf diesem Feld als tragfähige und in alle Richtungen abgesicherte Grundlage erweisen wird. So ist dem ersten Halbband als Einführung eine knappe Darlegung von Forschungsgeschichte und methodischem Ansatz vorausgeschickt, gefolgt von einem literaturgeschichtlichen Einleitungskapitel, das wesentlich

Juvenecus gewidmet ist, also die späterhin immer wieder betonte Verwandtschaft zwischen Heiligen- und Biblepik gleich eingangs anklingen lässt (I), ehe in zwei großen Blöcken Paulinus von Nola (II: Johannespanegyrikus und Felixnatalicia) und Prudentius (III: Peristephanon) behandelt werden, mit einem sehr knappen Anhang zum pseudepigraphen Carmen de martyrio Maccabeorum. Auch den zweiten Halbband eröffnet ein Seitenblick auf die Biblepik, da hier das von Sedulius ausgehende Konzept des *opus geminum* einen roten Faden der Darstellung bilden wird; der Bogen reicht von Paulinus von Périgueux und Venantius Fortunatus (IV) zu den Dichtungen des insularen Raumes: Aldhelm, Beda, Alkuin mit allen einschlägigen Werken (dabei auch der Vollständigkeit halber Bedas Prosavita des Felix von Nola auf Basis der Gedichte des Paulinus), die anonyme Vita des Cuthbert, die *Miracula Nynie episcopi*, Æthelwulfs *De abbatibus* (V). Eine Zeittafel, ein Namens- und Sachregister sowie ein Verzeichnis der nicht unangenehm zahlreichen ausgewählten Passagen, die K. im Zuge seiner Ausführungen zu Demonstrationszwecken (und übrigens stets mit Übersetzung) näher vorstellt, runden das Ensemble ab. So gut lesbar die eigentliche Darstellung ist – gelegentlich wird sie sogar humorvoll, wie in der Beschreibung des 7. Felixnataliciums; und allgemein ist man erfreut, einen Literaturhistoriker am Werk zu sehen, der es sich erlaubt, über die Qualität der von ihm vorgestellten Texte eigene Urteile zu fällen. Besonders hervorzuheben auch die oft unerwartet lehrreichen *συγκρίσεις* verschiedener Werke und Autoren, wie etwa die zwischen Paulinus von Nola und Prudentius (265ff.), zwischen Sulp. Sev., Paulin. Petric. und Venant. Fort. anhand themengleicher Beispielstellen (336ff.); so ausgewogen ist ihr Verhältnis zu der enormen ergänzenden, konsequent in den Anmerkungsapparat geschobenen zumeist bibliographischen Materialfülle, die das Buch gerade auch in diesem Punkt zum höchst erwünschten Nachschlagewerk macht.

Mit den skizzierten inhaltlichen Vorzügen des Werkes geht, ein zunehmend seltenes Phänomen, auch eine gelungene äußere Gestaltung einher: Das fast völlige Fehlen von Druckfehlern sowie der sauber und ästhetisch gestaltete Satz machen das Buch auch optisch ansprechend, sieht man von gelegentlichen Übertreibungen ab: Der Versuch, in einem an sich kursiv gedruckten Gedichtabschnitt durch geraden Druck Alliterationen und Reime, und gleichzeitig durch etwas kleineren Druck die centonenartigen Versatzstücke des Textes zu visualisieren, ergibt denn doch ein etwas karneavaleskes Schriftbild (422f.). Zur Nachahmung empfohlen aber ist die Vorgangsweise, den im Inhaltsverzeichnis nur grob gegliederten Großabschnitten jeweils eine sehr detaillierte Inhaltsübersicht voranzustellen, deren Rubriken sich dann konsequent in der Art alter Marginalien jeweils als Kopfzeile finden und so Orientierung und Benützung erheblich erleichtern. Umso lieber wird man das Werk künftighin in die Hand nehmen.

Gottfried Kreuz

Tanja Thanner, *Vom Apfelbaum im Paradies zum Streit der Töchter Gottes. Andrew Ramsay, Poemata sacra (Edinburgh 1633). Einleitung, Text, Übersetzung, Kommentar und Interpretation.* Frankfurt am Main: Peter Lang 2004. 599 S. (Europäische Hochschulschriften. XV 93.) ISBN 3-631-54241-0 ISSN 0721-3433

Wie Editionen (R. G. Czaplá, Andreas Gryphius, Herodes. Der Ölberg, Berlin 1999), Einzeluntersuchungen (ders., Schulpforta und die Biblepik des 18. Jahrhunderts: Klopstocks Lehrer Johann Joachim Gottlob am Ende als Dichter und Theologe, *Daphnis* 34, 2000, 287–326) und mehrere laufende Dissertationsprojekte (http://www.medneolat.uni-bonn.de/html/neulat_diss.html, u. a. zu Scipione Capece, *De vate maximo*; Girolamo Fracastoro, *Josephus*; Bartolomeo Tortoletti, *Iuditha vindex*; Marco Girolamo Vida, *Christias*) zeigen, finden

zugleich mit den Biblepikern der Spätantike (von denen Alcimus Avitus deutlich im Vordergrund steht, aber auch weniger bekannte behandelt werden: G. Kreuz, Pseudo-Hilarius in Genesis, Diss. Wien 2005) deren Nachfolger in der neulateinischen Literatur immer mehr das Interesse der philologisch-literaturwissenschaftlichen Forschung. In diesem Rahmen unternimmt es die von Ludwig Braun betreute Würzburger Dissertation, eine barocke Genesisbearbeitung literarisch und theologisch zu würdigen: Andrew Ramsay (1574–1659), Geistlicher und Professor der Theologie der (an Johannes Calvin orientierten) presbyterianischen Kirche Schottlands, verfasste mit seinen *Poemata sacra* (Edinburgh 1633) ein Bibleepos, das zwar bereits als Vorbild Miltons, um seiner selbst willen jedoch bislang nicht die gebührende Beachtung gefunden hat. In vier Büchern von insgesamt rund 1600 Hexametern schildern die *Poemata sacra* die Erschaffung der Welt und des Menschen (Buch 1), geben eine Darstellung des glücklichen Urzustandes, besonders der Paradieseshochzeit (Buch 2), und des Sündenfalls (Buch 3) und bieten schließlich in einer himmlischen Szene, die dem Urteil über Schlange und Mensch vorausgeht, einen Ausblick auf Leben und Sühnetod Christi (Buch 4).

Eingeleitet durch eine biographische Skizze, legt Th. die erste moderne Textausgabe der *Poemata sacra* mit synoptischer Übersetzung vor. Über den Similienapparat hinaus erschließt ein Kommentar poetische Vorbilder sowie den philosophischen und theologischen Hintergrund; Einzelprobleme werden in Exkursen (z. B. zu Augustins Lehre von der Paradiesesehe) vertieft. Im analytisch-interpretatorischen Teil hat es sich Th. zum Ziel gesetzt, „Strukturen epischen und theologischen Gestaltens“ zu verfolgen: Einzelne Motive, formale Bauelemente und thematische Einheiten wie Prooemium, Erschaffung der Welt, Kataloge (Fische, Vögel, Landtiere), Gleichnisse, Ekphrasen, Höllenconcilium u. ä. werden in die Tradition antiker Epik (Vergil, Ovid, Claudian) und Lehrdichtung, aber auch der Kirchenväter (Ambrosius, Hexameron) und nicht zuletzt der Biblepik gestellt, wobei insbesondere der Einfluss des Alcimus Avitus auf Ramsay überzeugend nachgewiesen wird. Auch die Rezeption der reformierten Theologie Calvins kann Th. an der Darstellung der Hochzeit von Adam und Eva und der angenehmen ‚Arbeit‘ im Paradies aufzeigen. Eine Kommentar und Interpretationen berücksichtigende Auswertung, die Ramsays Originalität im Verhältnis zu heidnischer und christlicher Literatur zu bestimmen sucht und die Vorbilder Autor für Autor nochmals durchgeht, beschließt die Arbeit.

Den kompositorisch interessantesten Teil der *Poemata sacra* stellt das vierte Buch dar, das ein weit verbreitetes mittelalterliches (Bild-)Motiv in die Form eines epischen concilium deorum transponiert: den Streit der ‚Töchter Gottes‘ über das Verfahren mit dem in Sünde gefallenen Menschen. (Die genaueste Analogie zu Ramsay ortet Th. in einer Pariser Handschrift, wobei deren Verfügbarkeit für den Autor geprüft werden müsste.) Gegenüber den Extremen gerechter Bestrafung und barmherziger Verzeihung, vertreten durch Themis bzw. Misericordia, erinnert Sapientia an den ewigen Ratschluss zur Erlösung und gibt in ihrer Rede einen Ausblick auf Leben und Opfertod Christi. Somit gelingt durch die Einführung dieser mittelalterlichen Szene und ihre Gestaltung vor dem Hintergrund Vergils eine Verschränkung von Genesis- und Evangeliendichtung.

Zwar wird man es durchaus begrüßen, dass Th. einer soliden Textinterpretation den Vorrang vor gattungstheoretischen Überlegungen gegeben hat; dass die Stellung der *Poemata sacra* innerhalb des weiten Feldes der Biblepik jedoch überhaupt nicht eigens thematisiert wird, scheint freilich doch zuviel der Zurückhaltung; die kurze zusammenfassende Betrachtung von Ramsays Verhältnis zu Proba, Prudentius, Alcimus Avitus und Dracontius (545–547) kann dafür keinen Ersatz bieten. Ja, die Fragestellung nach Analogien und Differenzen in Ramsays poetischer Technik ist so weit ausgeklammert, dass die reiche Literatur zur spätantiken Biblepik fast völlig außer Acht bleibt, was generell bei Arbeiten zur Genesisdichtung (v. a. von K. Smolak) verwundert, noch mehr aber bei dem als Vorbild nachgewiesenen Alcimus

Avitus (eine umfassende Bibliographie jetzt bei M. H o f f m a n n, Alcimus Ecdicius Avitus, *De spiritalis historiae gestis* Buch 3, München-Leipzig 2005). Am meisten vermisst man wohl eine Einordnung der *Poemata sacra* in den Kontext der frühneuzeitlichen (lateinischen und nationalsprachlichen) Biblepik, wofür im Kommentar sowie in einzelnen Anmerkungen ja auch durchaus Material geliefert wird. Gewiss ist Th. so der Gefahr entgangen, Ramsay nur in Hinblick auf Milton zu betrachten (eine in der Behandlung neulateinischer Bibeldichtung übliche Optik; vgl. S. P. R e v a r d, *Neo-Latin Sources for Milton's War in Heaven*, Acta conventus Neo-Latini Turonensis, Paris 1980, 1047–1055), andererseits hätte vielleicht gerade eine Standortbestimmung im Rahmen des Strebens nach vergilischer Biblepik, besonders ein Vergleich mit dem in dieser Hinsicht stets besonders gelobten Vida, die Originalität Ramsays, seinen (letztlich vergilischen) Kunstgriff, in Evangeliendichtung Zukunftsbezüge einzufügen, noch stärker hervortreten lassen. Es sei freilich nicht vergessen, dass eine gesicherte Basis für einen derartigen Vergleich erst gegeben sein wird, wenn eine größere Zahl von Vertretern des neulateinischen Biblepos in derselben Genauigkeit ediert und kommentiert vorliegt wie nun Ramsays *Poemata sacra*. Für diese hat Th. in fruchtbarer Verbindung ihrer klassisch-philologischen und theologischen Kompetenz ein eindrucksvolles Gesamtbild von der umfassenden Belesenheit, aber auch vom dichterischen Geschick ihres Autors entstehen lassen.

Elisabeth Klecker

Franz W i t e k, *Die „Bühne des Schicksals“. Demetrios von Makedonien in Historiographie und Drama*. Salzburg-Horn: F. Berger & Söhne 2001. 119 S. (MBS – Musae Benedictinae Salisburgenses, hg. von Gerhard P e t e r s m a n n und Franz W i t e k. 1.) ISBN fehlt

W. widmet seine konzise Studie über die dramatischen Bearbeitungen des Schicksals des Makedonenprinzen Demetrios einem Stoff der Weltliteratur, der sich unter mehrere Kategorien subsumieren lässt. Der Verfasser betont im stringenten Restümee (100–102) besonders den tragischen Fall schuldig gewordener Personen und das Motiv der rivalisierenden Brüder. Einleitend (9/10) grenzt er den makedonischen Demetrios, sein Untersuchungsobjekt, vom russischen und syrischen ab (26–29) und nennt zum besseren Verständnis literarische Beispiele für sämtliche literarische Figuren, die unter dem Namen ‚Demetrius‘ geführt werden.

Die Schilderungen von Polybios und v. a. Livius dienen als Ausgangspunkte der Untersuchung. Im Zentrum der Studie stehen vornehmlich neulateinische Bearbeitungen des Demetrius-Stoffes für das Theater des 17. und 18. Jh., die W. in chronologischer Reihenfolge bespricht: William Banisters *Perseus et Demetrius sive Discordia Omnis Pessima Imperii Lues* (1664), Simon Rettenpachers *Innocentia dolo circumventa seu Demetrius, Philippi Macedonum Regis filius, Insidiis fratris Persei crudeliter peremptus* (1672), Christoph Wahls *Ruina Imperii Macedonici in Philippo et duobus eius filiis Perseo ac Demetrio* (1719) und Ignaz Weitenauers *Demetrius Philippi Tragoedia* (1741); dazu treten mit Johann Rists *Perseus* (1634), Thomas Corneilles *Persée et Démétrius* (1662), Edward Youngs *An account of the two brothers, Perseus and Demetrius, Very necessary for the readers and spectators of the new Tragedy* (1753) und Edwin Atherstones *Philip* (1888), ein deutsches, ein französisches und zwei englische Dramen. W. liefert dazu im einzelnen jeweils ausführliche biographische Notizen und breite Quellenuntersuchungen. Daneben bietet er Aufbauanalysen zu den einzelnen Stücken und detaillierte Inhaltsangaben; weiters arbeitet er die autorenspezifische Gewichtung der einzelnen handlungstragenden Figuren heraus: so werden die Beliebtheit des Demetrius-Stoffes und dessen facettenreiche Bearbeitung in ganz Europa gut fassbar. Der Salzburger Benediktiner Simon Rettenpacher bildet unverkennbar den Dreh- und Angelpunkt der in

Salzburg entstandenen Arbeit, die zugleich den ersten Band der Reihe *Musae Benedictinae Salisburgenses* darstellt, einer im Rahmen des 1999 begonnenen FWF-Projekts *Musae Benedictinae Salisburgenses: Lateinisches Drama der Salzburger Benediktineruniversität* (Leitung: Gerhard Petersmann und Franz Witek) gegründeten Publikationsreihe. Eine nähere Begründung dieser Schwerpunktsetzung bleibt der Verf. jedoch schuldig, sieht man davon ab, dass er immer wieder auf die große Eigenständigkeit Rettenpachers verweist (zuletzt 101).

Bedauerlich ist, dass mit Ausnahme eines Textvergleichs zwischen Thomas Corneille und Livius (45) und einem ebensolchen zwischen Corneille und Young (93) fast keine Textpassagen aus den Theaterstücken abgedruckt sind. Auch aus den gerade unter produktionsästhetischen Gesichtspunkten sehr aufschlussreichen Paratexten wie den Praefationes druckt W. nur Auszüge aus Weitenauers Vorrede ab (85–89 in den Fußnoten). Mehr Textbeispiele hätten einen nachhaltigeren Eindruck von den Bearbeitungen für die Bühne ermöglicht als es durch die letztlich doch etwas ermüdenden Argumenta geleistet werden kann; das gilt v. a. auch deswegen, weil der Verfasser durchgehend Livius-Zitate in die Fußnoten setzt, um jeweils die Anleihen des Dramatikers beim römischen Historiker zu verdeutlichen. Diese Methode der Parallelisierung ist freilich grundsätzlich richtig und auch zielführend, unter präsentationstechnischen Gesichtspunkten aber noch ausbaufähig – durch Abdruck der entsprechenden Passagen aus den neulateinischen Dramen, betont der Verf. doch selbst, gleichsam ‚Pionierarbeit‘ zu leisten. Fraglich bleibt auch, ob die livianische Schilderung wirklich als „seltsam possenhafte“ (21) bezeichnet werden kann und ihr „bei aller Tragik eigenartig burleske Züge“ (21) zu eigen sind. Diskutieren lässt sich auch über W.s Meinung zu Rists Verwendung von Plautus (36) resp. Weitenauers Verarbeitungstechnik von Rettenpacher (88). Zur Nachwirkung Rists (41) wären mehr Informationen schön gewesen, und auch einen ausführlicheren Vergleich zwischen Rettenpacher und Banister würde man begrüßen (74).

Zur besseren Orientierung des Lesers und zur Klärung der unterschiedlichen Traditionen im europäischen Theater- und Literaturbetrieb wäre es vielleicht angebracht gewesen, mehr Literatur zum Jesuitentheater (29), zu Plautus, zur Fruchtbringenden Gesellschaft und den Pegnitzschäfern (30/31) anzuführen, da nicht davon ausgegangen werden kann, dass die RezipientInnen aus den zahlreichen Disziplinen, die sich durch diese erfreulich transdisziplinäre Untersuchung angesprochen fühlen sollen (Klassische PhilologInnen – gleichermaßen aus den Bereichen der Gräzistik und der Latinistik –, NeolatinistInnen, AnglistInnen, RomanistInnen – v. a. FranzösisistInnen –, GermanistInnen, TheaterwissenschaftlerInnen und ganz besonders Vergleichende LiteraturwissenschaftlerInnen), im gleichen Maß über das erforderliche Basiswissen in allen von W. angezogenen Bereichen verfügen. Unter diesem Gesichtspunkt mag es berechtigt sein, dass der Verf. das Bauprinzip des Alexandriners erklärt (42, Anm. 170), wengleich – wollte man dieses Prinzip konsequent verfolgen – auch zahlreiche andere Spezialfragen einer (kurzen) Erläuterung bedurft hätten. (Auffällig sind einige orthographische Eigenheiten, etwa dass der Verf. Sätze nach Strichpunkten stets mit einem Großbuchstaben beginnt und – wie im Englischen, nicht aber im Deutschen üblich – römische Ziffern nach Herrschernamen nicht mit einem Punkt versieht; zuweilen erscheint mir die Ausdrucksweise etwas kolloquial, so z. B. 14, Anm. 19; 26, Anm. 86; 68 und 79; den Kleinen Pauly könnte man in einer aktuelleren Auflage zitieren als in der von 1964: 29, Anm. 90; der Endredaktion dürften zudem einige Druckfehler entgangen sein.)

W. kann sein Bemühen, heute vergessene Texte, die zu ihrer Entstehungs- und Spielzeit ebenso bekannt wie beliebt und zudem weit verbreitet waren, wieder ans Licht zu holen, nicht hoch genug angerechnet werden, da durch Studien dieser Art Einblick in epochenspezifische Kultur- und Literaturgeschichte gegeben wird, die – wie man gerade an der vorliegenden Arbeit deutlich sieht – nicht nur von ‚Klassikern‘ geprägt wurde, sondern auch von lokalen Größen, die den Literatur-, Theater- und Kulturbetrieb entscheidend mitbestimmt und um

wesentliche Facetten bereichert haben. Im Besonderen der Neolatinistik und der Vergleichenden Literaturwissenschaft als vergleichsweise jungen Disziplinen bietet sich die reizvolle Möglichkeit, einem weiteren Leserkreis unbekanntere Texte editorisch und interpretatorisch zu erschließen und damit nicht nur Interesse zu wecken – gab es doch vor W. „noch keine Arbeit, die über die Rezeption der historischen Vorlage im Schauspiel zusammenfassend informiert“ (5) –, sondern auch zu Folgestudien anzuregen. Letzteres ist W. ohne Zweifel gelungen; die Edition oder wenigstens Teiledition bleibt ein Desiderat, das ja vielleicht einer der nächsten MBS-Bände erfüllen wird.

Sonja Schreiner

Veronika Oberparleiter, Simon Rettenpachers Komödie *Judicium Phoebi. De nostri saeculi Vatibus*. Einleitung, lateinischer Text, Übersetzung und Kommentar. Salzburg-Horn: F. Berger & Söhne 2004. 334 S. (MBS – Musae Benedictinae Salisburgenses, hg. von Gerhard Petersmann und Franz Witek. 2.) ISBN 3-85028-388-7

Als jüngstes Produkt des Forschungsprojekts MBS der Universität Salzburg legt O. in ihrer für die Druckfassung überarbeiteten Dissertation die kommentierte Ausgabe eines Jugendwerks Simon Rettenpachers (1634–1706), des späteren Benediktiners und Professors an der Salzburger Universität, vor. Nach der Skizzierung des Lebens- und Bildungsweges des Autors werden die von ihm zur Bezeichnung seiner eigenen Person verwendeten Namen erläutert: zum einen die entsprechend humanistischer Tradition gräzisierte und in ihrer Funktion dem modernen Usus des Künstlernamens vergleichbare Form Erythraeus, zum anderen das antikisierende, nur in der 1678 publizierte Sammlung seiner frühen Werke, *Ludicra et Satyrica*, nachweisbare Pseudonym C. Silius Flaccus. Dass Rettenpacher für letzteres tatsächlich eine Mischung von Cognomen und Gentilnamen kaiserzeitlicher Epiker – Silius (Italicus) und (Valerius) Flaccus – vor Augen gehabt habe (13), überzeugt nicht: Warum sollte sich ein Satiriker, der u. a. schlechte Dichter aufs Korn nimmt, nach Epikern benennen? Näher liegend ist ein Bezug auf Horaz, der noch dazu, wie S. 17 ausgeführt wird, Rettenpachers Lieblingsautor war. Zu ‚Silius‘ konnte der Autor durch den Anklang an seinen Vornamen, Simon, angeregt worden sein. Schlüssig datiert O. das Drama auf das Rettenpachers Eintritt in den Orden (1660) vorausgehende Jahrzehnt (22) und positioniert es überzeugend in der Nachfolge der literaturkritischen Werke des Traiano Boccalini (1556–1613, bes. dessen *Judicium ex Parnasso*), Justus Lipsius (1547–1606, *Satyra Menippea*, *Somnium*), der ihm Kenntnis von Senecas *Apocolocyntosis* vermittelte, sowie im Anschluss an weitere Texte derselben Epoche, die in Johannes Maires Sammlung *Elegantiores praestantium virorum satyrae* enthalten sind.

Den Hauptteil des Buchs nehmen lateinischer Text (1320 Verse) und Übersetzung ein. Für Ersteren folgt O. mit wenigen, z. T. nur typographischen Modernisierungen dem Erstdruck (1678) – sicher eine richtige Entscheidung; der einzige Nachteil dieses Vorgehens liegt darin, dass die metrische Vielfalt nicht auch optisch nachvollziehbar ist: So ist beispielsweise die sapphische Strophe in den Versen 84–86 durch das Druckbild nicht als solche zu erkennen, zumal der Adoneus an den dritten Elfsilbler angehängt ist (dies freilich in Fortführung einer etwa bei Hor., *carm.* 1, 2, 19f. beobachtbaren Verbindung). Dieser Nachteil wird freilich durch den Index *metricus* (159–161) mehr als wettgemacht, der dem Benutzer einen unverzichtbaren Leitfaden durch die zahllosen metrischen Gebilde (172f. handelt es sich um Glykoneen, nicht um jambische Dimeter) bietet. Vielleicht hätten der Deutlichkeit halber verschiedene distichische Kombinationen (z. B. 125–130: jambischer Dimeter und katalektischer jambischer Quaternar) als solche zusammengefasst werden sollen. Die Übersetzung ist zuverlässig – lediglich für Vers 37 scheint der Rezensentin die Intention des lateinischen *char-*

taceum aequor imbuunt besser mit „die (Papier-)Fläche (mit Tinte) färben“ wiedergegeben zu werden – und trifft das Stilniveau des Originals in bemerkenswerter Weise. Somit ist sie bestens geeignet, verschiedenen Disziplinen Beschäftigung mit dem *Judicium Phoebi* zu ermöglichen. Demselben Ziel dienen die von O. aus dem Kontext erschlossenen Regieanweisungen, die der Übersetzung beigegeben sind.

Im Kommentarteil finden sich zu jeder der zwölf Szenen grundlegende Informationen vorangestellt; so ist etwa der Hinweis auf den Aristarchus von Martin Opitz (165) für das Verständnis der gleichnamigen Person bei Rettenpacher richtungweisend; dasselbe gilt für die Gestaltung der Rolle des Cicero, die der Autor in Anlehnung an Justus Lipsius' *Somnium* vornahm (209f.). In der Analyse der abschließenden Gerichtsszene (Verse 1143–1320) argumentiert O. überzeugend dafür, dass die Passage ursprünglich ein eigenständiger Text war und ohne starke Veränderung in die Komödie eingefügt wurde. Der Detailkommentar könnte durch weitere Angaben angereichert werden (z. B. Vers 349: Verweis auf Hor., sat. 1, 1, 120; Vers 887: zum Vergleich zwischen schlechten Dichtern und Schwalben s. beispielsweise Lucr. 3, 6; zu Vers 1128 vgl. Cic., frg. 11; zu Vers 1274 vgl. Macrob., sat. 3, 17, 10 und A. Otto, Sprichwörter, s. v. *lex* 1), bietet aber durchgehend wichtige Verständnishilfen und entgeht dabei doch der Gefahr einer Überfrachtung.

Anders als die von Apollo des Parnass verwiesenen Dichter Epidemus, Cleander und Musopola – zur Deutung dieser sprechenden Namen s. 163f. – erfüllt für Rettenpacher der wahre Dichter, dem sich die Figur des Melopaeus in der zehnten Szene annähert, ebenso künstlerische wie allgemein ethische Ansprüche: Weder ungebildet noch faul, ist sein Ziel die Kunst um ihrer selbst willen, er ist nicht auf Ruhm oder Reichtum bedacht. Darin ist der Dichter der vollkommene, d. h. von den (stoischen) Lastern der *φιληδονία*, *φιλοτιμία* und *φιλαργυρία* freie Mensch – ein kühner Entwurf des hochbarocken Dichters; die Voraussetzung für eine eingehendere Analyse dieses Entwurfs ist durch O.s gut gelungene Publikation nunmehr gegeben.

Dorothea Weber

Hallers Netz. Ein europäischer Gelehrtenbriefwechsel zur Zeit der Aufklärung. Herausgegeben von Martin Stuber, Stefan Hächler und Luc Lienhard. Basel: Schwabe Verlag 2005. X, 592 S. Ill. (Studia Halleriana. 9.) ISBN 3-7965-1327-1

Dieser reich bebilderte, großformatige Prachtband bietet, nach verschiedenen Vorarbeiten im Rahmen der *Studia Halleriana* (Briefeditionen; Repertorium zur Korrespondenz; Bibliographie), eine Gesamtdarstellung des Wirkens Albrecht von Hallers (1708–1777) im Spiegel seiner umfangreichen Korrespondenz; zugleich gibt der Band eine Darstellung der geistigen, kulturellen, wissenschaftlichen und materiellen Situation der Zeit, und zum ersten Mal eines besonderen Kapitels der Kulturgeschichte: der Kommunikation unter Gelehrten (VII). Ausgewertet wurden ca. 17000 Briefe an 1200 Korrespondenten, die der Berner Arzt, Universalgelehrte und Dichter, gleichzeitig Begründer der experimentellen Physiologie (*Elementa physiologiae corporis humani*, 8 Bde., 1757–1766), Pionier der Pflanzengeographie (*Enumeratio methodica stirpium Helvetiae indigenarum*, 1742, 2. Aufl. 1768), Dichter der ‚Alpen‘ (1729; „Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen / Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich, ins Gesicht ...“) und Rezensent des zeitgenössischen Wissens (von 1747 bis 1753 Chefredaktor der Göttingischen Gelehrten Anzeigen, für die er im Lauf seines Lebens ca. 9000 Besprechungen geschrieben hat), neben seinen Publikationen und der Tätigkeit als Professor der Anatomie, Botanik und Chirurgie in Göttingen und später, in Bern, in verschiedenen Funktionen und als Privatgelehrter verfasst hat. Im Juli 1777, ein halbes Jahr vor

seinem Tod, konnte Haller Kaiser Joseph II., der auf seiner ‚Inkognito‘-Reise durch Europa auf der Rückfahrt von Paris einen Besuch bei Voltaire in Ferney abgelehnt hatte, in seiner Stube in Bern begrüßen (5f.).

Der erste Teil bietet eine Gesamtanalyse des Kommunikations-‚Netztes‘, seiner Entstehung und systematischen Erweiterung, aufgearbeitet nach den Lebensabschnitten Hallers, der Topographie und sozialen Struktur der Korrespondenz, der Interaktion mit gelehrten Institutionen (Universitäten, botanischen Gärten, Bibliotheken, Gelehrten Gesellschaften, Zeitschriften), nach den Berufen der Adressaten, und schließlich nach den materiellen Bedürfnissen, den Transportmöglichkeiten und Modalitäten der Bezahlung. Im zweiten Teil ist die Korrespondenz in ‚Fallstudien‘ ausgewertet: Briefe, die Hallers eigene Krankheiten betreffen; Briefe, die Antworten auf Fernkonsultationen und ärztliche Ratschläge enthalten (Haller hat ein eigenes Formular für solche Anfragen entwickelt) – von großem Interesse für die Medizin- und Ärztegeschichte des 18. Jh. Die Korrespondenz mit Frauen (50 Adressatinnen) wird im Hinblick auf die Literaturgattung ‚Brief‘ als eine speziell weibliche literarische Ausdrucksform untersucht, mit einem Exkurs zur gesellschaftlichen Stellung der Frauen aus Hallers Umkreis (auch Patientinnen und andere Petentinnen). Ein weiterer Abschnitt, ‚Latein als Medium wissenschaftlicher Kommunikation bei Albrecht von Haller‘, ist eine Studie über lateinische Texte, Briefe und Dichtungen Hallers, mit einer Auswertung der soziologischen Hintergründe („Wer schreibt Latein?“ 354ff.) und einer Untersuchung des Stils der Autoren. Das Fazit, am Ende seines Lebens (GGA 1778): „Und ob wir heut zu Tage wohl nicht wie ein Cicero schreiben, so ist dennoch die lateinische Sprache unendlich schöner, reicher und wohlklingender als alle heutigen Sprachen ...“ (368). – Es folgt eine Untersuchung der Korrespondenz Hallers mit Botanikern, die der Vorbereitung seiner ‚Flora der Schweiz‘ dient; eine Untersuchung der Mehrsprachigkeit der Briefe und der Sprachwechsel in der Korrespondenz, mit Beobachtungen zu den verschiedenen, den Adressaten jeweils angepassten Stilebenen. Einen Blick auf die ‚Gelehrtenrepublik‘ erlauben Briefe, die wissenschaftliche Kontroversen betreffen, also die Gebräuche der Gelehrten im Verkehr untereinander (Informationsbeschaffung; Bildung von Allianzen; über Gehilfen und Zuträger). Briefe, die Haller als Präsident der Ökonomischen Gesellschaft Bern in verschiedenen Angelegenheiten schrieb (z. B. über die Versendung bestimmter Futterpflanzen, deren Verbreitung von der Gesellschaft gefördert wurde; Stellungnahmen, die die Viehseuche der Jahre 1767–1777 betreffen, und die auch Vorschläge für Entschädigungszahlungen enthalten; die Aktionen der Gesellschaft in der Hungerkrise der Jahre 1770/1771; verschiedene Texte, die Hallers Interesse an Anbaumethoden in der Landwirtschaft betreffen), ergeben, zusammen mit einigen Schreiben in privaten Angelegenheiten (Verheiratung der ältesten Tochter; Vermittlung in den Heiratssachen anderer) insgesamt ein Bild von der Lebensarbeit des Verfassers, geben aber gleichzeitig ein umfassend dokumentiertes Panorama der Kultur- und Geistesgeschichte der Zeit.

Herbert Bannert